ruprecht

Heidelberger Studentenzeitung



Metal gilt als Männersache, doch immer mehr Frontfrauen halten dagegen – auf **Seite 13**

Januar 2018 – Nr. 172 UNABHÄNGIG • UNBESTECHLICH • UNVORBEREITET www.ruprecht.de @ruprechtHD

Schlechte Vorsätze

Von Tillmann Heise

Gute Vorsätze sind die grausame Geißel des Gewissens – und der großkapitalistischen Gesundheitsindustrie. Gebetsmühlenartig melden sich rechtzeitig zum Jahresende die gewinnorientierten Moral- und Vernunftapostel, um einem den Start in weitere 365 durchschnittlich beschissene Tage gründlich zu vermiesen: „Über die Feiertage wieder hemmungslos der Völlerei gefrönt? Schon wieder nicht an die Triathlon-Vorbereitung gedacht? Ist dieser Alkoholkonsum wirklich karrierefördernd? Wir entledigen dich erst systematisch deines Selbstwertgefühls und bieten es dir danach häppchenweise zum Kauf an. Herzlich Grüße, deine börsennotierten Selbstoptimierer.“

Kaum ist der solide Silvesterrausch am Abend des dritten Januar ausgeschlafen, da wird es angeworfen, das perfide Karussell des säkularisierten Ablasshandels: gutes Geld für gutes Gewissen. Alle sorgen sich herzerwärmend um die eigene Gesundheit, wenn sie einem Knebelverträge im Fitnessstudio, Jahresmitgliedschaften im Verein für fettfreies Kochen oder mystizistischen Firlefanz à la spirituelles Kakaotrinken andrehen wollen – zur wohltuenden Wahrung des eigenen Seelenheils, versteht sich. Wer zu arm ist, um sich vom Fegefeuer des schlechten Gewissens freizukaufen, übt sich wie ein Pawlowscher Hund in affektunterdrückender Selbstkonditionierung: „Dieses Jahr mache ich alles besser.“

Natürlich ist das hanebüchener Humbug. Das Projekt Übermensch scheitert Ende Januar in einer durchzechten Nacht bei Burger King und lässt einen mit dem selbstverschuldeten Stigma des Totalversagers zurück. Warum sich also überhaupt in die Verlegenheit dieser stimmungstötenden Niederlage bringen? Warum nicht in rauschzelebrierender Unvernunft Vorsätze aufstellen, die sich auch einhalten lassen? „Dieses Jahr fange ich endlich mit dem Rauchen an.“ Oder: „Ich muss dringend weniger Sport machen und mehr Alkohol trinken.“ Zugegeben: Geld kostet das auch, aber immerhin muss man seine Seele nicht an windige Wunderheiler verhökern. Und sollte man die schlechten Vorsätze mal über Bord werfen: Wäre das so schlimm?



Rund 500 Teilnehmende zählte am 20. Januar der Heidelberger Ableger des „Women's March“, einer weltweiten Protestaktion gegen Sexismus. Trotz strömenden Regens zogen die Demonstrierenden durch die Innenstadt vom Friedrich-Ebert-Platz zum Rathaus.

Der „Women's March“, der ursprünglich als Protest gegen die misogyne und populistische Rhetorik Donald Trumps initiiert wurde, thematisiert bei seinem zweiten Jahrestag unter anderem die „#MeToo“-Bewegung und fand in Deutschland auch in Berlin, München und Frankfurt erneut statt. **(php)**

Foto: php

NC auf der Kippe

Das Bundesverfassungsgericht hat Teile des Zulassungsverfahrens für Medizinstudiengänge für unzulässig erklärt. Nun sind Bund und Länder gefordert

Lassen Sie mich durch – ich bin Arzt. Wer das schon immer mal sagen wollte, aber wegen eines Abiturschnitts über 1,1 oder einer akuten Unlust auf 14 bis 15 Wartesemester für das Medizinstudium noch keine Gelegenheit dazu hatte, kann nun etwas Hoffnung schöpfen: Das Bundesverfassungsgericht hat das momentane Vergabeverfahren bei der Vergabe von Humanmedizinstudienplätzen in Teilen für verfassungswidrig erklärt.

Besonders im Fokus des Urteils von Ende Dezember letzten Jahres stand dabei das zu starke Gewicht des Numerus Clausus. So sei es zwar grundsätzlich in Ordnung, ein Fünftel der Plätze über die Abiturnote zu vergeben. Schwierig sei dagegen, dass auch bei den 60 Prozent der Studienplätze, die die Hochschulen nach eigenen Kriterien vergeben, oft nur die Abschlussnote entscheidend sei. Das benachteilige besonders Studierende, deren Bundesländer überdurchschnittliche Anforderungen stellen. Denn anders als bei der Abiturbestenquote gebe es hier keine deutschlandweiten Ausgleichsmechanismen.

Zusätzlich soll in Zukunft die Zulassung durch Wartesemester auf einen gewissen Zeitraum beschränkt werden. Bund und Länder haben nun bis Ende 2019 Zeit, eine Lösung zu finden, um die Vorgaben des Gerichts umzusetzen.

Schon seit Jahren haben die Medizinstudiengänge mit Kapazitätsproblemen zu kämpfen. Laut Zahlen der Ärztegewerkschaft habe es im Jahr 1990 in den alten Bundesländern noch 12 000 Plätze gegeben. Im Wintersemester 2017/18 waren es nur noch 9176 Studienplätze - und das auf über 43 000 Bewerber.

In der Tendenz werden es also immer mehr Studierende auf immer weniger Plätze. „Für die aktuelle Studierendengeneration ändert sich allerdings noch nichts“, so Thomas Lobinger, Professor für Bürgerliches Recht an der Universität Heidelberg. Erst mit der Umsetzung durch Land und Bund solle die Verteilung gerechter werden.

Eva Gruse vom freien zusammenschluss der studentInnenschaften bewertet das Gerichtsurteil als „ambivalent“. So sei das Angehen der ungleichen Standortbedingungen und das Verhindern zu vieler Wartesemester positiv zu bewerten. Trotzdem sei der NC eigentlich nur eine Übergangslösung. „Die einzige geeignete Lösung ist, das Kapazitätsproblem endlich anzugehen“, so Gruse.

Das Urteil könnte auch Auswirkungen auf andere Fächer haben. „Mittelbar könnte sich auch für andere Fächer wie Jura etwas ändern“, so Lobinger. „Eine Differenzierung zwischen den Herkunftsbundesländern wird man sicherlich auch in anderen Fächern übernehmen.“ **(jkb)**

Alles für die Bahnstadt

Neue Linie 22 bindet die Bahnstadt an. Eppelheimer müssen warten

Die Bahnstadt, Heidelbergs jüngster Stadtteil, hat seit Mitte Dezember eine Straßenbahnanbindung. Die Linie 22 , die bisher den Bismarckplatz mit Eppelheim verband, bringt nun Fahrgäste aus der Bahnstadt in die Innenstadt.

Studierende, die in den neuen Wohnungen in der Bahnstadt leben, können sich also freuen. Bei den Eppelheimern sieht das anders aus. Denn die Straßenbahnlinie ist trotz feierlicher Neueröffnung noch nicht fertiggestellt. Bis Ende des Jahres müssen Fahrgäste, die nach Eppelheim fahren, im Pfaffengrund in die Buslinie 713 umsteigen. Ursprünglich sei es geplant gewesen, die Strecke ganz zu eröffnen, „durch verschiedene Faktoren“ sei dies nicht möglich gewesen, teilte die Rhein-Neckar-Verkehr GmbH (RNV) auf Anfrage mit. „Eine spätere Eröffnung der Linie 22 kam schon im Interesse der Fahrgäste nicht in Frage.“ Damit meint die RNV wohl hauptsächlich die Fahrgäste aus der Bahnstadt. Für viele Studierende aus Eppelheim bringt die Übergangslösung Probleme: „Ich muss jetzt 20 Minuten früher aus dem Haus gehen“, erzählt eine Studentin. „Wenn ich Glück habe, komme ich dann noch pünktlich zur Uni.“

Der RNV sind die Probleme bekannt. Man setze nun zu Spitzenzeiten zwei Busse ein. Bis zur Eröffnung der gesamten Strecke müsse man die Eppelheimer aber leider noch um etwas Geduld bitten. **(leh)**

Warnstreik an der Uniklinik

Um gegen Personalmangel in der Pflege zu protestieren, sind am vergangenen Donnerstag mehrere Hundert Pflegekräfte am Heidelberger Uniklinikum in Warnstreik getreten. An einer Kundgebung nahmen rund 800 Menschen teil, darunter auch studentische Gruppen. Auch in Ulm, Freiburg und Tübingen wurde gestreikt. Die Gewerkschaft ver.di wirft den Klinikbetreibern vor, das stark überlastete Pflegepersonal nicht genügend aufstocken zu wollen. **(sko)**



Unter welchen prekären Arbeitsbedingungen Studis beim Studierendenwerk arbeiten
auf **Seite 4**

HOCHSCHULE



Wieso wir das Alte Testament brauchen, um religiöse Gewalt zu verstehen, erklärt Jan Assmann
auf **Seite 11**

WISSENSCHAFT



Warum junge Menschen in Russland zwar zu Demos, aber nicht zur Wahl gehen
auf **Seite 15**

WELTWEIT

Namenlos?

Klausuren oder Hausarbeiten ohne Namen abgeben, um Diskriminierung zu verhindern: In vielen Ländern ist das Uni-Alltag, in Deutschland dagegen kaum verbreitet. Sollten Prüfungsleistungen anonymisiert werden? (ham)



Benedikt
Geschichte, Geographie

„Anonymisierung würde zu mehr Objektivität führen. Wenn der Dozent die Person nicht kennt, spielt seine persönliche Meinung zu der Person weniger eine Rolle.“

PRO

Eva Gruse
ist Vorstandsmitglied beim freien zusammenschluss von studentInnenschaften (fzs)



Foto: Privat

Auf jeden Fall. Insbesondere in den letzten Jahren thematisieren immer mehr Studien, dass die Bewertung von Leistungen verschiedener Menschen stark damit zusammenhängt, welchen gesellschaftlichen Gruppen diese angehören. So werden Menschen in der Regel schlechter bewertet, wenn sie Frauen sind, oder/und nicht dem deutschen Stereotyp entsprechen – sei es in Aussehen oder Namen. Ebenso trifft es auch Menschen mit Beeinträchtigung oder chronischer Erkrankung. Um dem endgültig entgegenzuwirken, müssen viele verschiedene Hürden für marginalisierte Gruppen abgebaut werden – eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit den eigenen rassistischen und sexistischen Strukturen und Vorurteilen ist dafür dringend notwendig. Dennoch bedarf es ebenso konkreter Maßnahmen, die mit den aktuellen Problemen umgehen und diskriminierende Strukturen weniger wirksam machen. Dabei ist die Anonymisierung von Prüfungen ein erster, wichtiger Schritt, um die Diskriminierung an Hochschulen zu beenden.

Hier sollte eigentlich ein

CONTRA

stehen. Warum sich aber niemand klar dagegen aussprechen wollte, und welche Gegenargumente es dennoch geben könnte, erklärt ruprecht-Redaktionsmitglied Larissa Hamann

Trotz mehrwöchiger Recherche und rund zwanzig Personen, die wir nach einem Contra gefragt haben, konnte oder wollte uns niemand eines liefern. Meistens, ohne einen Grund zu nennen. Es dürfte jedoch vorrangig daran liegen, dass die Anonymisierung von Prüfungsleistungen in Deutschland kaum verbreitet ist. In anderen Ländern wie beispielsweise England oder den USA sind anonymisierte Prüfungen bereits Gang und Gäbe. Dass dies in Deutschland weder Praxis noch häufig auf der politischen Agenda zu finden ist, zeigt jedoch, dass es durchaus Potenzial für eine kontroverse Diskussion gäbe. Inwiefern Namen auf die Benotung der Dozenten Auswirkung haben, ist zudem wissenschaftlich schwer nachzuvollziehen. Es gibt zwar eine Studie, die belegt, dass Frauen und Studierende mit ausländisch klingenden Namen im Jura-Examen schlechter abschließen, einen Kausalzusammenhang lehnen die Wissenschaftler jedoch ab. Wir stellen im Folgenden dar, welche Argumente trotz allem gegen Anonymisierung sprechen könnten.



Tessa und Sophia
Geschichte und Anglistik

„Eine Anonymisierung von Klausuren ist generell sehr fair, vor allem bei Problemen mit Lehrenden kann es sich positiv auswirken. Bei der Bewertung von Hausarbeiten ist es jedoch kaum durchzusetzen, da wir auch die persönliche Rücksprache nicht missen wollen würden.“

These 1: Anonymisierung verhindert, dass Frauen und Menschen mit ausländischen Namen diskriminiert werden.

Definitiv. Geschlecht wie (vermeintliche) Herkunft der Geprüften sind einer der Hauptgründe, warum einige Geprüfte deutlich schlechter abschneiden, als ihre weißen, männlichen Kommilitonen es bei selber Leistung getan hätten. Durch eine Anonymisierung der Prüfungen könnte man dem vergleichsweise einfach entgegenwirken, weil die Betroffenen dadurch sofort und unabhängig vom guten Willen des*der Prüfer*in vor diskriminierenden Strukturen und Denkmustern geschützt werden. Das heißt nicht, dass sich nicht mehr mit den vorhandenen Vorurteilen auseinandergesetzt werden muss – ganz im Gegenteil. Sich bei der Bekämpfung struktureller und institutionalisierter Diskriminierungen jedoch auf diese Sensibilisierung und Selbstreflektion der Prüfer*innen zu verlassen wäre fatal, da diskriminierende Strukturen meistens unbewusst wirken.

Anonymisierung löst nicht den Ursprung des Problems, sondern nur die Symptome. Grundsätzlich wollen vermutlich die Wenigsten Diskriminierung unterstützen, es ist jedoch die Frage, ob Anonymisierung das beste Mittel dagegen ist. Sie würde das Problem nur auf passive Art und Weise lösen. Denn korrigieren Dozenten anonymisiert, müssen sie sich nicht mehr aktiv mit ihren potentiellen Vorurteilen befassen. Langfristig wäre es besser, die Lehrenden zu sensibilisieren und zu schulen.

Grundlage für die Anonymisierung wäre, dass Frauen und Menschen mit ausländisch wirkenden Namen aufgrund dieser Charakteristika bei der Benotung von Prüfungsleistungen diskriminiert werden. Dass dies tatsächlich der Fall ist, ist nicht ausreichend wissenschaftlich belegt. Selbst bei Anonymisierung könnten Dozenten immer noch beispielsweise anhand der Handschrift oder des Schreibstils diskriminieren.



Umfrage und Fotos: mak, sko

Kimberly
Psychologie

„Ich bin im Prinzip für Anonymisierung. Man müsste es aber konsequent durchziehen und bei Vorträgen und kleinen Seminaren wäre das sehr schwierig. Da wären vielleicht Zweitprüfer eine Möglichkeit, um es fairer zu machen.“

These 2: Anonymisierung ist aufwändig und funktioniert für viele Prüfungsarten nicht.

Nein. Insbesondere bei schriftlichen Prüfungen stellt die Anonymisierung kein Problem dar, beispielsweise über ein Verfahren mit Kennnummern. Hier könnte man durch wechselnde Kennnummer auch sehr einfach sicherstellen, dass die Anonymität der Geprüften über das gesamte Studium gewahrt bleibt. Bei mündlichen Prüfungen ist es selbstverständlich schwieriger. Doch gerade die Ergebnisse mündlicher Prüfungen sind massiv von dem Geschlecht und der (vermeintlichen) Herkunft der Geprüften abhängig, und machen eine Anonymisierung notwendig – zum Beispiel zunächst durch eine räumliche Trennung der Prüfer*innen und Geprüften. Gleichzeitig sollte man mündliche Prüfungen auch für Menschen mit Schwierigkeiten beim Sprechen, wie Stottern oder Lispeln, inklusiver gestalten und garantieren, dass aus diesen keine schlechtere Bewertung der Leistungen erfolgen wird.

Bei Hausarbeiten oder Klausuren wäre es vermutlich mit geringem Aufwand möglich, die Leistung ohne Namen, beispielsweise mit der Matrikelnummer, einzureichen.

Doch wie sieht es bei mündlichen Prüfungen aus? Es gibt viele Studiengänge, bei denen mündliche Leistungsnachweise einen ausschlaggebenden Anteil einnehmen, gar ein Teil der Abschlussprüfung sind. Ein Referat oder eine mündliche Prüfung so abzulegen, dass weder Geschlecht noch Hautfarbe oder andere visuelle Charakteristika erkennbar sind, ist einfach nicht möglich. Außerdem ist es insbesondere bei aufwändigeren Arbeiten wie Bachelor- oder Masterarbeiten, die häufig einen essentiellen Teil der Abschlussnote ausmachen, notwendig, persönlich mit dem Betreuer in engem Kontakt zu stehen. Das ist anonym nicht möglich.

These 3: Anonymisierung erschwert individuelles Feedback.

Nein. Der*die Prüfer*in kann weiterhin schriftlich Feedback zu Prüfungsleistungen geben. Denkbar wäre, dass die Ergebnisse mit dem personalisierten Feedback online über die Kennnummern abrufbar sind. Die Anonymität bleibt gewahrt, und bei Fragen zum Feedback können Student*innen weiterhin eine Klausureinsicht oder ein Einzelgespräch mit dem*der Prüfer*in vereinbaren. Dagegen ist insofern nichts einzuwenden, als dass die Anonymisierung die faire Bewertung der Leistung der Geprüften sicherstellen soll.

Tatsächlich erleichtert eine Anonymisierung das individuelle Feedback, da es eine Rückmeldung zur erbrachten Leistung sein soll, unabhängig von den Erwartungen der Prüfer*innen an die Geprüften, und unabhängig von Annahmen, die Prüfer*innen aufgrund des Geschlechts oder der Herkunft der Geprüften treffen.

Individuelles Feedback ist ein zweischneidiges Schwert: Einerseits ist es sicher das direkteste Einfallstor für Vorurteile und Diskriminierung, andererseits ist es unabdingbar für individuellen Lernerfolg. Insbesondere bei schriftlichen Abgaben vereinbaren Studierende und Lehrende in einigen Fällen sowohl vor der Anfertigung als auch nach der Fertigstellung der Arbeit eine Sprechstunde. Muss die Anonymität gewahrt werden, ist dies nicht möglich. Wichtige Fragestellungen können so vorab nicht besprochen werden, was negative Auswirkungen auf die Note haben kann. Außerdem gibt es Fälle, bei denen es einen Unterschied in der Benotung macht, welches Individuum die Leistung erbringt. Werden beispielsweise Austauschstudierende oder Nicht-Muttersprachler, die für das Studium nach Deutschland gekommen sind, genauso wie Muttersprachler benotet, ist das nicht fair.

Studieren um jeden Preis?

Noch nie gab es so viele Immatrikulierte wie heute. Dennoch bricht jeder Dritte sein Studium wieder ab. Warum die Universität nicht unbedingt die erste Wahl sein muss

Als die Schule abgeschlossen war, kam für mich gar nichts anderes in Frage: Abitur und dann studieren – das klang für mich logisch“, erzählt der 26-jährige Simon, „mit Ausbildungsmöglichkeiten habe ich mich gar nicht beschäftigt.“ Simon steht in Hörsaal 06 der Neuen Universität auf dem Podium und blickt auf die Zuhörerreihen. Vor nicht allzu langer Zeit saß er selbst noch dort, auf den knarzenden, klapprigen Holzbänken, und lauschte seinen Professoren für Germanistik und Philosophie. Das war, bevor er sein Studium abbrach, bevor er eine Ausbildung zum Bankkaufmann antrat.

Heute ist Simon an seine Hochschule zurückgekehrt, um Studienzweiflern zu erzählen, wie es dazu kam. Die Sitzreihen sind bis zur letzten gefüllt.

Studieren ist „in“. Das sagen zumindest 68 Prozent der deutschen Jugendlichen. Und tatsächlich: In Deutschland gibt es mit rund 2 850 000 Immatrikulierten so viele Studierende wie noch nie. Das berichtet das Statistikportal statista. Allein im letzten Jahr schrieben sich eine halbe Million neue Gesichter an deutschen Universitäten ein.

Während immer mehr junge Menschen an die Hochschulen strömen, nimmt die Anzahl der Auszubildenden beständig ab, innerhalb der letzten zehn Jahre um 20 Prozent. Viele Stellen bleiben heute unbesetzt. Die Zeiten, in denen mehr Ausbildungsverträge als Neuimmatrikulationen unterzeichnet wurden, sind vorbei. Läuft das Studium der Ausbildung den Rang ab?

Während Simon vor seinen Zuhörern auf und ab geht und von seinem Werdegang erzählt, fällt auf, wie wenig er in diesen vollen Hörsaal passt mit seinem grauen Anzug und seiner gefassten Gestik. „Die Semester verstrichen und ich habe immer deutlicher gemerkt, dass mir das Studium keinen Spaß machte. Ich wechselte das Fach, später begann ich, auf Lehramt zu studieren.“ Aber es half nicht. Simon musste sich eingestehen, dass das Problem tiefer lag. „Irgendwann wurde mir klar, dass der Gesamtkontext nicht stimmte. Ich und Studieren, das harmonierte einfach nicht.“

Zwei von drei Angehörigen eines Geburtsjahrgangs wählen mittlerweile den Weg an die Universität. Gleichzeitig bricht aber jeder dritte sein Studium wieder ab, wie eine großangelegte Studie des Deutschen Zentrums für Hochschul- und Wissenschaftsforschung (DZHW) zeigt. Und damit sind nicht Fachwechsler gemeint, sondern die Gruppe von Studierenden, die im Schnitt nach vier Semestern entscheidet, der akademischen Welt gänzlich den Rücken zu kehren. Ganze 30 Prozent, die nach dem Einschreiben bemerken, dass es doch nicht so richtig passen will mit dem Studieren. Wie kann das sein?

Nicht jeder ist gleich gut für ein Studium geeignet“, meint der Berufsberater Hans Rettler, „manche sind mit einer Ausbildung zum Beispiel besser aufgehoben.“ Der promovierte Psychologe unterstützt auf Basis langer Gespräche und eignungsdiagnostischer Tests sowohl Schüler als auch Studierende beim Ausloten ihrer Zukunftsperspektiven. Welche Richtung nach dem Schulabschluss die passendste ist, hängt von einer ganzen Reihe von Faktoren ab.

> „Abitur und dann studieren – das klang für mich logisch“

Eine wesentliche Dimension seien sicherlich die Fähigkeiten einer Person, erklärt Rettler. Die Konstellation verschiedener Fähigkeiten lege einen Fachbereich fest, ihre Ausprägung das mögliche Niveau, das jemand darin erreichen könne. Abgesehen davon seien jedoch auch die Interessen, der Arbeitsstil und die Leistungsbereitschaft einer Person bedeutsam für ihren zukünftigen Bildungsweg.

„Jemand, der über solide mathematische Kenntnisse und räumliche Vorstellungskraft verfügt“, verdeutlicht Rettler, „könnte Ingenieur werden – aber nur, wenn diese Fähigkeiten auch dem Anspruch des Studiums entsprechen. Außerdem sollte ihn das Fach inhaltlich reizen, er muss bereit sein, viel Zeit zu investieren, viel zu pauken und die Praxis wie auch das Geldverdienen erstmal hinten anzustellen.“

> In Deutschland gibt es so viele Studierende wie noch nie

Die Frage ist also nicht nur: Was kann ich? Neben sie reihen sich viele andere: Worauf habe ich Lust? Wie hoch will ich hinaus? Wie viel bin ich bereit zu geben? Mag ich es lieber praktisch oder theoretisch? Brauche ich Strukturen oder organisiere ich mich selbst?

Bei Simon kamen einige dieser Fragen erst im Nachhinein auf. Zu seinem Abbruch bewegten ihn letztlich die Anonymität und die mangelnde Struktur an der Universität. „Ohne feste Ansprechpartner und in der Masse der Studierenden fühlte ich mich verloren“, gibt er offen zu. „Genauso schwierig fand ich es, keinen geregelten Alltag zu haben. Als Student musst du alles aus eigenem Antrieb schaffen. Es gibt niemanden, der dir sagt, was zu tun ist. Mir war dieser Freiraum eher eine Last.“ Nach drei Jahren und langem Ringen mit sich selbst reichte Simon die Exmatrikulation ein, machte eine 180-Grad-Kehrtwende und bewarb sich für einen Ausbildungsplatz bei der Heidelberger Sparkasse. Dort fühlt er sich wesentlich wohler: „Ich stehe ständig in Kontakt zu meinen Mitarbeitern und habe klare Aufgabenbereiche. Das entspricht viel mehr meiner Arbeitsweise.“



Foto: privat

Im letzten Sommer half Maria beim Aufbau eines Festivals – für freien Eintritt

Das DZHW hat die Motive von Studienabbrechern untersucht. Der prominenteste Grund für einen Abbruch sind nach wie vor Leistungsprobleme. Viele hören aber auch auf, wenn ihre Erwartungen an das Studium enttäuscht werden: Ihnen fehlt die nötige Identifikation mit den Inhalten des Faches, aber auch mit dem Konzept eines akademisch-wissenschaftlichen Studiums im Allgemeinen. Ohne diese Begeisterung am Ball zu bleiben, ist es anstrengend und selten aussichtsreich.

Ein weiteres Abbruchmotiv, das heute deutlich häufiger genannt wird als noch vor zehn Jahren, ist die mangelnde praktische Ausrichtung des Studiums. Fast jeder sechste Abbrecher vermisst praktische Tätigkeiten wie auch den Berufsbezug und will schnellstmöglich Geld verdienen. Das Forscherteam des DZHW zieht daraus folgenden Schluss: Wenn immer mehr junge Menschen studieren und gleichzeitig immer mehr mangels praktischer Orientierung wieder damit aufhören, so kann dies nur bedeuten, dass es immer mehr Studienanfänger gibt, die gar nicht für eine akademische Ausbildung geeignet sind.

Es sind Weihnachtsferien. Die 21-jährige Maria liegt auf dem Sofa im Haus ihrer Eltern und trinkt Erkältungstee. „Die letzten Tage waren etwas anstrengend“, erklärt sie schmunzelnd. Maria ist gelernte Zimmerin und bis kurz vor Heiligabend war sie damit beschäftigt, eine Scheune im Innenhof ihrer WG zu einem Partyraum auszubauen. Trotz ihres sehr guten Abiturdurchschnitts entschied sich Maria gegen ein Studium. Nach der Zeugnisvergabe wanderte sie zu Fuß von Düsseldorf nach Hamburg, lebte zwischenzeitlich in Berlin, arbeitete auf einem Selbstversorgerhof in der Schweiz und trampte nach Ungarn. „Ich hatte so einen starken Tatendrang. Ich wollte draußen sein, etwas Praktisches machen, anpacken, und nicht wie die letzten zwölf Jahre meine Zeit in Lehrsälen absitzen und zuhören.“ Deshalb legte sie ihren Alternativplan, Agrarwissenschaften zu studieren, ad acta und begann ein Jahr später ihre Lehre zur Zimmerin.

> „Nicht jeder ist gleich gut für ein Studium geeignet“

Dass im Gegensatz zu Maria für viele ein Studium die erste und einzige Wahl scheint, liegt unter anderem an der weitläufigen Privilegierung des Akademischen. Bereits in den Schulen werden praktische und künstlerische Neigungen kaum gewürdigt. „Sie sind einseitig auf das Kognitive und die meist nur kurzfristige Wissensakkumulation orientiert“, kritisiert der Philosoph Julian Nida-Rümelin in einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, „das Ästhetische, das Technische, das Soziale kommt zu kurz.“ Kein Wunder also, dass ein Studium oft naheliegender erscheint als manche Ausbildung. Und besonders in Akademikerfamilien ist es häufig gar keine Frage, zur Universität zu gehen: Mehr als die Hälfte aller Studierenden hat mindestens ein Elternteil mit Hochschulabschluss.

> „Anfangs haben meine Eltern mich nicht ernst genommen“

Hinzu kommt das positive Image eines akademischen Bildungswegs: Vor allem von Studienabbrechern oft genannte Argumente für ein Studium sind laut dem DZHW die Hoffnung auf gesellschaftliche Anerkennung, günstige Jobaussichten und gute Gehaltsmöglichkeiten. Statistisch gesehen ist das auch berechtigt: Akademiker mit Masterabschluss verdienen im Durchschnitt 28 Prozent mehr als Nicht-Akademiker. Je nach Berufsfeld kann sich dieser Effekt aber sogar umkehren: So hat ein Verlagskaufmann beispielsweise ein höheres Einkommen als ein Dolmetscher. „Man fährt oft besser, auch ökonomisch-materiell, mit einer Berufsausbildung anstatt eines Studiums“, bestätigt Nida-Rümelin.

Ihren Eltern verschwieg Maria zuerst ihren Entschluss, eine Lehre zu machen. „Ich wusste, dass sie davon ausgingen, ich würde wie sie studieren. Sie beide waren die ersten in der Familie mit einem Hochschulabschluss, haben sich viel erarbeitet und hatten wohl gehofft, ich würde das fortsetzen“, erzählt die 21-Jährige, „es hat mich richtig gestresst, ihnen früher oder später beibringen zu müssen, dass das nicht passieren würde. Anfangs haben sie mich dann auch gar nicht ernst genommen.“

Der ehemalige Kulturstaatsminister Nida-Rümelin hat den Begriff des „Akademisierungswahns“ geprägt. Er sieht darin eine Gefahr. Das Ausweiten und Bevorzugen der akademischen Welt führe nicht nur zum Qualitätsverlust ebendieser, sondern entwerte auch das Ansehen der beruflichen Bildung. „Es ist falsch, Jugendlichen zu suggerieren, dass sie auf ihrem Bildungsweg gescheitert sind, wenn sie nicht die Hochschulreife erreichen und dann ein Studium aufnehmen“, schreibt er. Das zeuge von mangelndem Respekt vor der Qualität einer Berufsausbildung.

Und es führt dazu, dass die Attraktivität der akademischen Welt unverhältnismäßig steigt, dass mehr Studienberechtigte sich dazu aufgefordert fühlen, diese Berechtigung auch einzulösen – ungeachtet ihrer persönlichen Interessen, Wünsche und Begabungen. Sich gegen diese Konvention zu stellen, gegen die leisen Erwartungen von Eltern, Freunden und Bekannten, verlangt auch Mut.

Maria war mutig und blieb bei ihrem Plan. Sie zog aus der Großstadt in die 2000-Einwohner-Gemeinde Lienzingen und begann ihre Lehre zur Zimmerin in einem kleinen Betrieb. Die Ausbildungszeit war anstrengend und oft nicht schön. Das lag vor allem an Marias Sonderrolle – als Abiturientin und als Frau. „In der Berufsschule fühlte ich mich total unterfordert“, erinnert sie sich. „Und nach einem Jahr musste ich in einen größeren Betrieb wechseln, in dem klare Rollen und Führungsstrukturen herrschten. Die Arbeit dort war zermürbend. Eine Fünfzig-Stunden-Woche auf dem Bau zehrt sowieso an den Kräften. Aber dann wurden mir auch noch andauernd dumme, sexistische Sprüche reingewürgt.“

Bereut hat Maria ihre Entscheidung dennoch kein einziges Mal. „Mir ist klar, dass diese Arbeit hart ist und nicht immer alles Spaß machen kann.“ Es sei ihre ganz persönliche Begeisterung für das Handwerk, für den Inhalt ihrer Arbeit, erklärt sie, die solche Randbedingungen aufwiege. Maria lächelt, während sie über Schrauben, Hämmern und Hobeln spricht. „Mir fällt jedenfalls nichts ein, was ich lieber machen würde.“



Foto: acm

Hörsaal war gestern: Nach drei Jahren brach Simon sein Studium ab

Anaïs Kaluza, 22,



hat nach einem Jahr der Sinnesfindung angefangen, Psychologie zu studieren und fühlt sich pudelwohl damit

„Die Angst sitzt tief“

Tagesverträge und Niedriglöhne: Studentische Aushilfen beim Studierendenwerk arbeiten oft unter schlechten Bedingungen. Nun wagen sich einige an die Öffentlichkeit

Das Studierendenwerk Heidelberg steht erneut wegen des Vorwurfs in der Kritik, studentische Aushilfen prekär zu beschäftigen. Die Studierenden, die in den Mensen arbeiten, kritisieren Tagesarbeitsverträge, mangelnden Kündigungsschutz und zu niedrige Löhne.

„Für mich sind das Hauptproblem die Tagesarbeitsverträge“, erzählt ein studentischer Mitarbeiter, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Denn 254 der 278 studentischen Aushilfen, die in den Mensen Kaffee ausschenken oder Teller spülen, haben keinen festen Arbeitsvertrag. Sie unterschreiben lediglich eine sogenannte Rahmenvereinbarung, aus der jedoch „kein Recht auf Beschäftigung abgeleitet werden“ kann. Eine solche Rahmenvereinbarung liegt dem *ruprecht* vor.

„Das heißt, die Kolleginnen und Kollegen unterschreiben jeden Morgen ihren Arbeitsvertrag und werden abends automatisch gekündigt“, erklärt Christoph Miemitz von der Gewerkschaft ver.di. Sie könnten sich nicht sicher sein, ob sie am nächsten Tag wieder einen Arbeitsvertrag erhalten. „Prekärer kann man Mitarbeiter nicht beschäftigen“, bewertet der Gewerkschafter die Situation.



Foto: php

In der Mensa arbeiten viele Studierende nur mit Tagesarbeitsverträgen

Auf Anfrage teilte das Studierendenwerk mit, dass die Tagesverträge eingeführt worden seien, um „Studierenden zum einen die Möglichkeit zu geben, im Einzelfall länger als zwei Jahre neben dem Studium zu arbeiten, zum anderen um größere Flexibilität bei der Arbeitszeit zu schaffen.“ Den Vorwurf der prekären Beschäftigung hält Katrin Bansemer, Pressesprecherin des Studierendenwerks, für nicht haltbar.

Möglich ist diese Form des Beschäftigungsverhältnisses, weil das Studierendenwerk die Studierenden nicht direkt anstellt, sondern in der Hochschulservice GmbH (HSH). „Mit seinem Subunternehmen HSH begeht das Studierendenwerk Tarifflucht – mit Löhnen knapp über dem Mindestlohn, von denen man in Heidelberg nicht leben kann“, meint Miemitz. So bekommen studentische Aushilfen nach Angaben des Studierendenwerks 9,30 Euro pro Stunde, sogenannte Tutoren und Tutorinnen, die Schichtleitertätigkeiten übernehmen, erhalten 10,40 Euro. „Meine Kollegen werden nach Tarifvertrag bezahlt, ich nicht, obwohl wir die gleiche Arbeit verrichten“, wundert sich die studentische Aushilfe über dieses Modell.

> „Prekärer kann man Mitarbeiter nicht beschäftigen“

Die Rahmenvereinbarung liest sich darüber hinaus wenig studierendenfreundlich. So enthält sie beispielsweise einen Passus, wonach jederzeit gekündigt werden kann, „falls Anzeichen dafür vorliegen, dass das Studium nicht mehr ernthaft betrieben werde (z.B. Überschreiten der Regelstudienzeit um mehr als 4 Semester).“ Dadurch ist es möglich, Studierende in der für viele besonders stressigen Endphase des Studiums fristlos zu entlassen. Ähnliche Vorwürfe wurden bereits 2012 laut. Daraufhin versprach Ulrike Leiblein, Geschäftsführerin des Studierendenwerks, in einem Interview mit dem *ruprecht* Anfang 2013, den Passus zu streichen. Ein Versprechen, das sie offenbar nicht eingehalten hat.

Doch selbst, wenn die Rahmenvereinbarung nicht gekündigt wird, bringt die Arbeit hohe soziale Unsicherheit mit sich. Eine Folge der Tagesarbeitsverträge ist nämlich auch, dass es keine Lohnfortzahlungen im Krankheitsfall gibt. Denn wenn Studierende im Krankheitsfall nicht an ihrem Arbeitsplatz erscheinen, erhalten sie keinen Arbeitsvertrag. Das Studierendenwerk verweist auf Anfrage jedoch darauf, dass „gesetzliche Vorschriften des Entgeldfortzahlungsgesetzes eingehalten werden.“

Probleme offen anzusprechen, trauen sich die studentischen Aushilfen unter diesen Umständen oft nicht. Auch mit dem *ruprecht* wollen viele nicht sprechen oder nicht zitiert werden – und wenn doch, dann nur anonym. „Das Thema Angst zieht sich komplett durch“, erklärt die studentische Aushilfe. „Die Angst bei den Betroffenen sitzt tief, weil jeder kleine Fehltritt, jede Beschwerde schon morgen die Arbeitslosigkeit bedeuten kann“, meint auch der Gewerkschafter Miemitz.

Um die Studierenden zu unterstützen, hat sich deshalb das Sozialreferat des Studierendenrats (StuRa) eingeschaltet. „Ich kann nicht einfach zusehen und nicht handeln, während diese Zustände weiter existieren“, sagt Mahmud Abu-Odeh, Sozialreferent des StuRa. Über Facebook und mit Flyern hat er betroffene Studierende zu einem Treffen eingeladen. „Wir sind sehr darauf bedacht, die Studis zu schützen, damit die Angst, die sie haben, nicht dazu führt, dass sie sich nicht mobilisieren“, erklärt er. Für ihn geht es nicht darum, Ärger zu machen, sondern eine Möglichkeit für die Studierenden zu schaffen, sich mit den Verantwortlichen im Studierendenwerk an einen Tisch zu setzen und auf Augenhöhe zu reden – ohne Angst. **(leh)**

Kommentar

Beschämend

Wie das Studierendenwerk mit seinen studentischen Aushilfen umgeht, ist beschämend für eine Institution, die für die soziale Betreuung und Förderung der Studierenden verantwortlich ist. Doch es ist aus Sicht des Studierendenwerks durchaus logisch. Denn es profitiert von dieser Art, studentische Aushilfen zu beschäftigen. Deshalb können die Aushilfen nicht erwarten, Geschenke zu erhalten. Für bessere Arbeitsbedingungen müssen sie sich organisieren, ihren Protest laut werden lassen und Hilfe bei Gewerkschaften oder Rechtsberatern suchen. Nach Angaben einiger Aushilfen und des Studierendenwerks haben bereits Gespräche stattgefunden. Diese betrafen jedoch nur einzelne Probleme und sind bisher nur in einem informellen Rahmen geblieben, von einer offiziellen Klärung der Vorwürfe kann keine Rede sein. Damit sich für alle Studierenden etwas ändert und die großen Kritikpunkte, die seit Jahren die gleichen sind, angegangen werden können, reichen solche Gespräche jedoch nicht aus. Um wirklich etwas zu verbessern, müssen sich die Studierenden zusammenschließen und gemeinsam ihre Forderungen deutlich machen. Wie ein altbekannter Streiter für Arbeiterrechte vielleicht gesagt hätte: Studierende aller Mensen, vereinigt euch!

Von Esther Lehnardt

Rektoren fester im Sattel

Der Entwurf des neuen Landeshochschulgesetzes wird überarbeitet. Die CDU-Fraktion setzt Änderungen an der Stellung der Hochschulleitung durch. Einwände von Studierenden werden kaum beachtet

Im Rahmen der Anhörungsphase zum Entwurf des neuen Landeshochschulgesetzes (LHG) hat die CDU-Fraktion im Landtag Anfang Januar einige Änderungen durchgesetzt. Bei der im Falle einer „tiefen Vertrauenskrise“ vorgesehenen Ur-Abwahl der Unileitung durch die Professoren wird das Quorum für ein Abwahlbegehren von 10 auf 25 Prozent erhöht, aus dem dreistufigen Wahlverfahren wird ein zweistufiges.

Darüber hinaus wird neben dem Rektor und dem Gleichstellungsbeauftragten auch der Kanzler der Universität automatisch stimmberechtigtes Senatsmitglied. Schließlich erhalten die Rektoren ein nicht bindendes Vorschlagsrecht für Dekane und die Position des Gleichstellungsbeauftragten soll nicht mehr rein weiblich, sondern neutral formuliert werden.

„Es geht uns darum, das Urteil des Verfassungsgerichts unter möglichst weitgehender Wahrung starker Leitungsstrukturen in der Hochschulverfassung umzusetzen“, begründet Sabine Kurtz, Vorsitzende des Arbeitskreises Wissenschaft der CDU-Landtagsfraktion, die Änderungen. Die LHG-Novelle war beschlossen worden, nachdem der Verfassungsgerichtshof Baden-Württemberg 2016 die Regelung zur Wahl von Rektoren für verfassungswidrig erklärt und mehr Mitbestimmungsrechte für Professoren angeordnet hatte. Im Rahmen der Neuauflage ändern sich dabei weitere entscheidende Punkte: So wird eine neue Statusgruppe für Promovierende eingeführt, der Passus zum politischen Mandat der Verfassten Studierendenschaft (VS) wird gestrichen.

> „Die Änderungen festigen hierarchische Strukturen“

„Was die Änderungen bei der Ur-Abwahl angeht, so haben sich in der Anhörungsphase viele Interessenvertreter für eine Modifizierung stark gemacht“, betont Jochen Schönmann, Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Wissenschaftsministeriums. Beide Regierungsfraktionen, CDU und Grüne, hätten die Änderung unterstützt, und auch das Wissenschaftsministerium selbst halte die nun bestehende Regelung für „absolut sinnvoll“. In der Stärkung der Position des Kanzlers sieht Sabine Kurtz hierbei zudem „ein deutliches Signal im Sinne der Steuerungsfähigkeit der Hochschulen.“

Eine klar andere Position vertritt Eva Gruse vom zusammenschluss freier studentInnenschaften (fzs): „Die Änderungen festigen und fördern enorm hierarchische Strukturen, beispielsweise durch die Stärkung der Hochschulleitung, was ganz klar studentischen Interessen entgegenwirkt.“ Bedenklich findet Gruse auch die nun neutrale Stelle der Gleichstellungsbeauftragten, die bisher von einer Frau ausgefüllt werden musste. „Dass die Stelle ab sofort auch von männlichen Personen besetzt werden kann, ist ein massiver Rückschritt beim Abbau von Ungleichheiten, denen Frauen in der Wissenschaft und an der Hochschule ausgesetzt sind“, erklärt sie.

Neben diesen nun modifizierten Aspekten gab es bereits an anderer Stelle heftige Kritik an der LHG-Novelle. So war insbesondere die Streichung des Passus zum politischen Mandat der VS von Seiten studentischer Interessenvertretungen stark bemängelt worden. Im Rahmen der ersten öffentlichen Expertenanhörung zur LHG-Novelle am 17. Januar wurde zudem die genaue Ausgestaltung der Statusgruppe für Promovierende kontrovers diskutiert. **(mtr)**



Foto: Flickr.com, Reinhard Link (CC BY-SA 2.0)

Die LHG-Novelle wurde während der Anhörungsphase im Landtag modifiziert

ANZEIGE



Rettung in letzter Sekunde

Kurz vor Amtsende der Finanzreferentin findet die VS endlich Nachfolgekandidaten. Doch Probleme bleiben

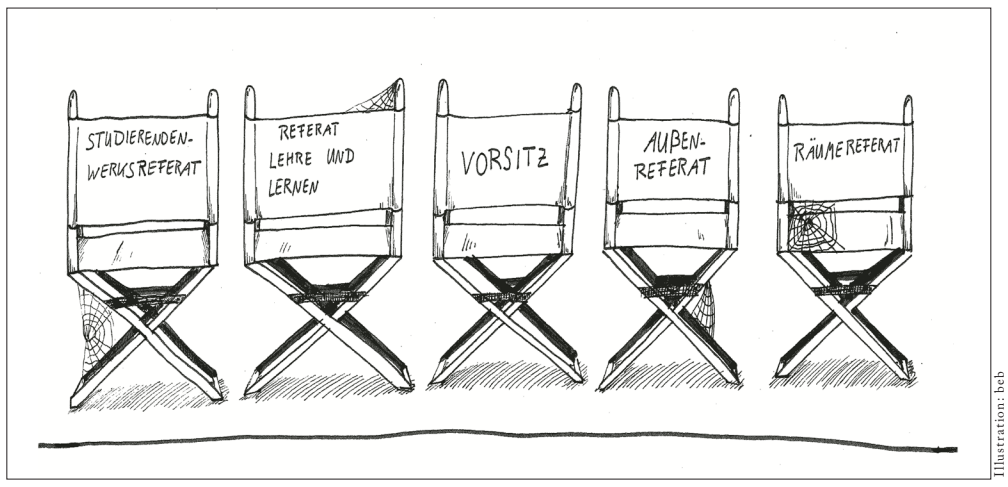


Illustration: beb

Bald gibt es neue Finanzreferenten – doch viele andere Ämter bleiben unbesetzt

Die Katastrophe ist fürs Erste abgewendet: In der Sitzung des Studierendenrats (StuRa) vom 23. Januar fanden sich vier Kandidaten für das Amt des Finanzreferenten. Damit ist acht Tage vor dem Ende der Amtsperiode der derzeitigen Referentin eine Notlage verhindert, die das Finanzen-Team des StuRa zuletzt in aller Deutlichkeit darstellte: Sollte man keine Nachfolger finden, bedeute das, „wir haben eine Haushaltssperre."

Das Problem bestand schon länger, nachdem sich die Suche nach einem Amtsnachfolger auch im letzten Jahr schwierig gestaltet hatte. Aus diesem Grund änderte der StuRa erst am 9. Januar die betreffenden Passagen der Organisationssatzung. Seitdem teilt sich das Amt des Finanzreferenten auf zwei Personen auf. Der neue Referent soll seinen Kollegen insbesondere bei der Beratung von Antragstellern und der Vorbereitung von Finanzanträgen unterstützen. So hoffe man, „die politische Arbeit im Finanzreferat für beide Personen bewältigbarer zu machen", so das Finanzen-Team des StuRa.

„Das sind Vollzeitjobs"

Damit sind allerdings längst nicht alle Baustellen geschlossen. Nach wie vor sucht die Verfasste Studierendenschaft (VS), deren oberstes legislatives Organ der StuRa ist, nach Vorsitzenden. Das Amt ist zur Zeit vakant. Die beiden ehemaligen Amtsinhaber Wolf Weidner und Kirsten Heike Pistel traten im November beziehungsweise Dezember letzten Jahres zurück.

Dabei war schon der Vorsitz von Weidner und Pistel nur als Übergangslösung gedacht, wie letztere gegenüber dem *ruprecht* berichtete: „Eigentlich suchen wir seit Frühjahr 2017 nach Nachfolgekandidaten". Man habe sie „behutsam und ohne Zeitdruck an das Amt heranführen wollen."

Interessenten hätten sich den Arbeitsalltag der Vorsitzenden sogar schon aus nächster Nähe angesehen. „Ihr Interesse haben sie aber – zumindest bislang – noch nicht konkretisiert", so Pistel. Auch in wichtigen Referaten wie dem Außenreferat, dem Referat für Lehre und Lernen sowie dem Studierendenwerksreferat herrscht zur Zeit gähnende Leere. Das verschärft noch einmal die Situation für potentielle Vorsitzende. Sind die Referate besetzt, „entlasten sie im Idealfall die Vorsitzenden", betont Pistel. Auch wenn ihre Funktionen im Gesamtgefüge der VS unterschiedlich sind: Der Personalmangel in Vorsitz und den Referaten ist chronisch.

Das liegt gleich an mehreren Nachteilen, die die Studierenden für ihr Ehrenamt auf sich nehmen müssen. „Das sind Vollzeitjobs", berichtet Stefanie Haas, die selbst seit dem Wintersemester 2016/17 im StuRa sitzt. Viel Stress für wenig Lohn: Aktive der studentischen Selbstverwaltung erhalten, anders als Studierende in akademischen Gremien wie Fakultätsrat oder Senat, keine prüfungsrechtlichen Erleichterungen oder Ausnahmeregelungen.

Der Personalmangel ist chronisch

Daneben hat die VS mit strukturellen Hemmnissen zu kämpfen. „Für einige Referate braucht es langfristiges Engagement", berichtet Tenko Bauer, ehemaliger Vorsitz der VS. Wenn Studierende durch Regelstudienzeit und Co. aber nur wenige Jahre vor Ort seien, mache das die Arbeit in langfristig angelegten Referaten natürlich „unnattraktiver". Denn wirkliche Veränderung würden sich oft nur in jahrelanger Arbeit erreichen lassen.

Die Suche nach Amtsnachfolgern ist alles andere als trivial. „Ohne einen Vorsitz", betont Pistel, „ist eine VS auf Dauer nicht arbeitsfähig." Auch die Besetzung der Referate ist essentiell, denn sie treiben die inhaltlichen Projekte und Positionen der VS an. „Solange wir aber nur mit Geld um uns schmeißen, kriegt doch keiner mit, wofür wir stehen und wer wir sind", kritisiert Bauer.

Aber wie soll man nun neue Leute für die Unipolitik gewinnen? Einen ersten Schritt hat der StuRa schon mit einer Aufwandsentschädigung für die Vorsitzenden getan. Bauer fordert neben einer besser funktionierenden Öffentlichkeitsarbeit vor allem eines: Inhalte. „Es gibt genug inhaltliche Anträge im StuRa", so Bauer. Diese müssen aber massiv an Prominenz gewinnen. „Bekanntheit und Inhalte sind zwei Grundpfeiler, um Menschen zum Mitmachen zu gewinnen." **(jkb)**

Kurzfristig abgesagt

Seminare leiden unter schlechter Vorbereitung

Kaum den Hörsaal betreten, machen viele Studierende auf dem Absatz wieder kehrt. Eine Situation, die höchst unbefriedigend für alle Beteiligten ist, aber sich aktuell an der Universität Heidelberg häuft. Dahinter steckt, dass Studierende dem schwerlastenden Druck ihres Studiums oftmals nicht standhalten können und die geforderten Leistungen nicht erbringen. Zum Problem wird dies, wenn dieser Druck sich nicht nur negativ auf die eigene Leistung, sondern auch auf die der Kommilitonen auswirkt. Speziell betrifft dies Lehrveranstaltungen, die auf Teilnehmerbeiträgen basieren.

„Als erfahrener Seminarleiter ist es möglich, die Stunde aufzufangen"

Gerade in sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächern fallen regelmäßig Sitzungen aus, da Referenten ihre angekündigten Vorträge nicht abhalten und sich die Lehrenden nicht dementsprechend vorbereiten. „Unser Dozent hat uns zehn Minuten nach Veranstaltungsbeginn wieder entlassen, als klar wurde, dass die Referentin nicht erscheint und er selbst nichts vorbereitet hatte", berichtet eine Studentin der europäischen Kunstgeschichte. Verhältnisse, die auch in der Politikwissenschaft bekannt sind. „In diesem Semester ist es schon zweimal vorgekommen", bestätigt uns dort Michael Haus. „Als erfahrener Seminarleiter ist es jedoch möglich, die Stunden aufzufangen, zumal klassische Referate von Studierenden oft als nicht so ertragreich eingeschätzt werden. Für junge Kolleg/inn/en ist es sehr viel schwerer machbar, kurzfristige Ausfälle zu kompensieren." Hier versucht man die Lehre zu sichern, indem in der Prüfungsordnung konkret verankert wurde, dass jeder Student durchfällt, der nicht erscheint und dies auch auf dem Transkript vermerkt wird. Eine solche Regelung ist bislang jedoch für jeden Studiengang individuell zu treffen, doch noch lange nicht sind alle betroffenen Institute für dieses Problem sensibilisiert. Eine Aufgabe, die die Verwaltung der Uni übernehmen könnte, doch diese weist die Aufgabe dabei von sich: „Bislang ist auch noch keiner an uns herangetreten, weder Studierende noch Fachvertreter*innen, mit der Frage, ob es hierzu ein allgemein anwendbares beziehungsweise sinnvolles Vorgehen gibt. Dafür sind die Studienleistungen und die Fachkulturen wohl auch zu unterschiedlich", heißt es aus dem Dezernat Studium und Lehre. Dennoch sollte der Sicherung von Seminarinhalten zukünftig von Seite der Studierenden als auch der Lehrenden mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. **(mak)**

Fit gegen Stress

„Campus of Studibility" will Studieren gesünder machen



Foto: smu

Sport und Obst sorgt für Vitalität in der Klausurenphase

Acht Stunden in der Bibliothek sitzen, dann noch einen Döner und viel zu spät ins Bett – das ist der Alltag vieler Studierenden. Die Heidelberger Initiative „Campus of Studibility" will das ändern. Projektinitiator Klaus Weiss, akademischer Mitarbeiter am Institut für Sport und Sportwissenschaft (ISSW), geht es vor allem darum, mit Stress gesund umzugehen.

Derzeit ist das Projekt noch in der Planungsphase. „Wie schaffe ich es, mein Studium ohne Burnout abzuschließen", fasst Weiss seine Idee zusammen. Auch gehe es darum, „zukunftsorientierter" zu studieren, nicht zuletzt um den späteren Anforderungen im Beruf zu genügen. Teamfähigkeit und Kreativität seien immer gefragtere Eigenschaften. Diese müssen auch im Studium, meint zumindest Weiss, stärker gefördert werden. Sport und körperliche Belastbarkeit seien aber natürlich die Grundlage.

Bisher steckt das Projekt also noch in den Kinderschuhen. In der derzeitigen Phase gilt es Kooperationspartner wie die Techniker Krankenkasse (TKK) oder das Dezernat für Studium und Lehre der Uni Heidelberg zu gewinnen. Auch das Gesundheitsreferat der Verfassten Studierendenschaft unterstützt das Projekt. Geplant ist eine Finanzierung über drei Jahre. Damit soll eine halbe Stelle für einen akademischen Mitarbeiter geschaffen werden, der sich der Organisation des Projektes widmet. Außerdem soll ein Teil des Geldes in die Realisierung verschiedener Projekte fließen. „Die Ideen für diese Projekte müssen aber vor allen Dingen von den Studierenden selbst kommen", so Weiss. „Ihre Mithilfe ist extrem wichtig." Die Studierenden sollen sich in diversen Projekten einbringen können. Zum Beispiel mithilfe einer App, in der sich Studierende beraten lassen und untereinander austauschen können. Die nähere Zukunft ist so noch weitgehend offen: „Ziel ist es", meint Weiss, „in den nächsten drei Jahren einen kontinuierlichen Verbesserungsprozess an der Uni Heidelberg anzutreiben."

Aber warum braucht man noch den „Campus of Studibility", wenn es schon Möglichkeiten wie den Hochschulsport gibt? Weiss will sein Projekt nicht als Konkurrenz sehen. Stattdessem sollen sich die Angebote „wechselseitig ergänzen". **(smu)**

Hochschule in Kürze



Foto: php

Lidl kauft Professuren
Die Lidl-nahe Dieter-Schwarz-Stiftung plant, der TU München 20 neue BWL-Professuren zu finanzieren. Dabei handelt es sich um die größte Kooperation, die es in Deutschland bisher zwischen einem privaten Spender und einer Hochschule gegeben hat. Als Gegenleistung für die angeblich dreistellige Millionensumme plant die Universität, einen neuen Campus aufzubauen. 13 der 20 neuen Professuren sollen in Heilbronn, der Geburtsstadt des Lidl-Gründers Dieter Schwarz, entstehen. Ab dem kommenden Wintersemester sollen hier circa 1000 Studierende ihr BWL-Studium aufnehmen. Die Münchner Uni veröffentlichte einen Verhaltenskodex, der eine von der Wirtschaft unabhängige Lehre und Forschung verspricht. Der Kooperationsvertrag selbst wird allerdings nicht offengelegt.

Bauer bestreitet Beeinflussung
Wissenschaftsministerin Theresia Bauer steht wegen möglicher Zeugenbeeinflussung im Untersuchungsausschuss zur Zulagenaffäre an der Hochschule Ludwigsburg in der Kritik. Zuletzt sind neue Einzelheiten zu den Treffen ihrer Mitarbeiter mit dem zuletzt vernommenen Zeugen bekanntgeworden. In der Antwort auf einen Parlamentsantrag der FDP räumte Bauer ein, dass man dem Zeugen die Möglichkeit der Akteneinsicht und Rekapitulation des Sachverhaltes angeboten habe. Es sei aber darauf geachtet worden, dass die Grenze zu einer unzulässigen Beeinflussung des Zeugen nicht überschritten werde. Die FDP kritisierte insbesondere die Teilnahme eines Regierungsvertreters an dem Treffen und betrachtet eine unzulässige Beeinflussung als offenkundig. **(mal)**

Neuer Anlauf für Nextbike
Der Studierendenrat (StuRa) hat dem Verkehrsreferat in der StuRa-Sitzung vom 22. Januar erneut das Mandat erteilt, eine Kooperation mit Nextbike zu verhandeln. In einer Abstimmung über eine ähnliche Kooperation hatten die Studierenden in Heidelberg diese im Sommer mit 53 zu 45 Prozent abgelehnt. Abgestimmt wurde über eine Erhöhung des Semesterbeitrags um 2,40 Euro. Im Gegenzug sollten die Studierenden die Mietfahrräder in den ersten 30 Minuten der Fahrt kostenlos nutzen können. Erik Tuchtfeld, der 2016 als Verkehrsreferent für die Nextbike-Kooperation geworben hatte, stellte den Antrag. Nun kandidiert er erneut für den Posten des Verkehrsreferenten. In der StuRa-Sitzung begründete er seinen Antrag damit, dass die Nextbike-Stationen mittlerweile weiter ausgebaut seien. Darüber hinaus verwies er auf den knappen Ausgang der Umfrage 2016. **(leh)**

Erst die Arbeit, dann die Armut

Der akademische Mittelbau kämpft mit befristeten Stellen, niedriger Bezahlung und schlechten Aussichten auf eine Professur. Die „Mittelbauinitiative Heidelberg“ engagiert sich dagegen

Seminare, Übungen, Tutorien – ein großer Teil der Lehre und auch der Forschung an Universitäten wird von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen ohne Professur, dem sogenannten Mittelbau, geleistet. Sie arbeiten häufig unter prekären Bedingungen mit befristeten Verträgen und ohne Planungssicherheit. Für dieses Problem versucht seit Februar 2016 die Mittelbauinitiative Heidelberg zu sensibilisieren.

> Trotz Doktortitel droht die Altersarmut

Als Kern des Problems sieht die Initiative Kurzzeitverträge, Kettenverträge und eine zu hohe Drittmittelabhängigkeit. Auch die Bundesregierung versuchte, dagegen vorzugehen. Seit dem Wissenschaftszeitvertragsgesetz von 2007 dürfen wissenschaftliche Stellen an der Universität für maximal je sechs Jahre vor und nach der Promotion befristet sein. Das sollte den Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen im Mittelbau ursprünglich ermöglichen, nach spätestens zwölf Jahren dauerhaft übernommen zu werden. In der Realität verlieren die meisten spätestens nach dem Ablauf der Frist ihren Arbeitsplatz.

Und auch vorher hangeln sich zwischen 200 000 und 400 000 junge Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in ganz Deutschland von einer befristeten Stelle zur nächsten, teilweise in sechsmonatigen Abständen. Während dieser Zeit ist es schwierig, für die Zukunft vorzusorgen. Wenn im Anschluss keine sichere und gut bezahlte Stelle folgt, droht deshalb vielen trotz Doktortitel die Altersarmut.

Zu unklaren Zukunftsperspektiven gesellt sich außerdem noch eine geringe Anerkennung der geleisteten Arbeit. „Gemessen an der hohen Arbeitsbelastung durch Forschung, Lehre und Selbstverwaltung sowie erbrachten Leistungen wie Publikationen und Habilitation ist die Wertschätzung und Leistungsgerechtigkeit beziehungsweise -entlohnung sehr gering“, so die Mittelbauinitiative Heidelberg.



Foto: swa

Geringe Entlohnung ist eins der drängendsten Probleme

Auch das Privatleben bleibt nicht von diesen Belastungen verschont. Die Betroffenen selbst leiden unter Stress und Unsicherheit, ihre Beziehungen unter häufigen Wohnortswechseln. Laut dem Bundesbericht wissenschaftlicher Nachwuchs 2017 zögern viele die Familienplanung weit hinaus, fast 50 Prozent der Befragten blieben endgültig kinderlos. Selbst die geschäftsführende Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig stellte fest: „Befristete Jobs wirken wie die Anti-Baby-Pille“.

Auch bundesweit bildet sich Widerstand. Im „Netzwerk gute Arbeit in der Wissenschaft“ organisieren sich Initiativen aus ganz Deutschland. Sie veranstalten Vorträge, Diskussionen und Demonstrationen, 2017 stürmten sie die landesweite Hochschulrektorenkonferenz in Potsdam.

Ziel sei der Aufbau einer Plattform für den Mittelbau zur hochschulpolitischen Willensbildung. „Uns ist klar, dass sich nichts von allein zum Besseren wendet,“ so die Initiative aus Heidelberg. Deshalb sei es ein Anliegen der Initiative, Mittelbau-Beschäftigte für das Thema weiter „zu sensibilisieren und zu vernetzen.“ Kleine Fortschritte zeichnen sich ab: Im Mai letzten Jahres wurden Änderungen am Wissenschaftszeitvertragsgesetz vorgenommen, die dazu führen, dass Zeitverträge der Dauer eines bewilligten Drittmittelprojekts entsprechen müssen, was die Laufzeit dieser Verträge verlängert.

> „Befristete Jobs wirken wie die Anti-Baby-Pille“

Probleme wie fehlende Dauerstellen mit entsprechenden Aufgaben oder die Abhängigkeit von Betreuern, Prüfern und Vorgesetzten bleiben aber bestehen. Das große Umdenken hat also noch nicht eingesetzt. **(swa)**

Akademischer Mittelbau in Deutschland

Zum Mittelbau gehören alle an Hochschulen in der Wissenschaft, Lehre oder Verwaltung Tätigen, die keine Professur haben, also auch Hiwis, Tutoren und Tutorinnen. Verschiedenen Schätzungen zufolge arbeiten zwischen 86 Prozent und 93 Prozent des Mittelbaus in befristeten Arbeitsverhältnissen. Statt Bezahlung lediglich eine Aufwandsentschädigung zum Beispiel für das Halten von Seminaren zu bekommen, ist aber keine Ausnahme. Geisteswissenschaftler erhalten häufiger Stipendien, die keine Altersvorsorge bieten, Naturwissenschaftler arbeiten eher auf 50-Prozent-Stellen. **(swa)**

ANZEIGE



„Wir sind keine Maschinen“

Ein Doppelleben in Heidelberg: Sarah Köhler ist Europameisterin im Schwimmen und studiert gleichzeitig Jura



Foto: Privat

Doppelmedaille bei den Kurzbahneuropameisterschaften im Dezember 2017

Mit einem Dutt, schwarz lackierten Fingernägeln und einem Hilfiger Pullover sitzt sie bei Starbucks und nippt an einem Kaffee: Die Europameisterin über 800 Meter Freistil.

Typisch für den Heidelberger Winter peitscht der Regen gegen das Fenster des Cafés, der Raum ist gefüllt mit Menschen, die damit beschäftigt sind, angestrengt auf ihren Laptopbildschirm zu starren. Und inmitten dieses Alltags sitzt das größte Schwimmtalent Deutschlands. Sarah Köhler gewann im Dezember 2017 eine Silber- und eine Goldmedaille bei den Kurzbahneuropameisterschaften. Ihr Berufswunsch ist allerdings, Juristin zu werden. So studiert die 23-Jährige neben ihren zahlreichen Wettkämpfen Jura in Heidelberg.

Auf Sarahs Handgelenk ist „Every Day I see my Dream“ tätowiert. Und nur mit dieser Zielstrebigkeit scheint ein Doppelleben als Jurastudentin und international bekannte Schwimmerin möglich. Dieses Leben begann für Sarah mit neun Jahren, als sie versuchte einen Bademeister zu überzeugen, ihr die Schwimmabzeichen Bronze, Silber und Gold an einem einzigen Tag abzunehmen. Dieser schlug ihr vor, zukünftig in einem Verein zu schwimmen. Mittlerweile tritt Sarah für die SG Frankfurt an und trainiert in einer neunköpfigen Gruppe mit ihrem Trainer im Olympiastützpunkt im Neuenheimer Feld. Lediglich einen Tag in der Woche gönnt sie sich eine Pause von ihrem täglich zwei- bis vierstündigen Training.

Den freien Tag nutzt sie für ihr Studium, außer ein Wettkampf steht an. Ihre Trainingsgruppe könnte nicht internationaler und mit fünf Schwimmern, die bei Olympia waren, nicht erfolgreicher sein. „Es wäre gelogen zu sagen, wir wären keine Konkurrenten, aber wir sind trotzdem ein Team.“, meint Sarah und nickt. Wie sie sich täglich zu diesem straffen Trainingsprogramm motivieren kann, beantwortet sie mit einem Vergleich zu ihrem zweiten Leben: „Die Anstrengung ist ein tolles Gefühl; so ähnlich wie wenn man eine Klausur geschrieben und sie bestanden hat.“ Ihre Klausuren meistert Sarah durch Unterstützung der Universität. Jedes Semester vereinbart sie mit dem Leiter des Prüfungsamtes, ob sie ein Urlaubssemester beantragen wird oder nicht. „Ich bin der Uni dankbar, dass sie mich bei meinem Schwimmen unterstützt und ich zum Beispiel mal eine Hausarbeit schieben kann.“ Unterstützt wird sie auch von ihrer Familie. Der große Traum ihrer Oma war, einmal die Nationalhymne zu hören, wenn sie ihre Enkelin im Fernsehen sieht. Als Sarah Europameisterin wurde, ging somit auch der Traum von Sarahs Oma in Erfüllung und sie weinte vor Freude.

Sarahs nächstes großes Ziel ist 2020 in Tokio unter die Top Fünf bei Olympia zu kommen, 2016 wurde sie Achte. Druck versucht sie trotz ihres großen Ziels zu vermeiden. „Wir sind keine Maschinen, sondern nur Menschen und haben auch mal schlechte Tage.“

Zeitnah nach Olympia wird Sarah ihre Schwimmkarriere aufgeben. „Irgendwann reicht es einfach und in den 30ern ist für Schwimmer sowieso Schluss“. Langweilig wird es in Sarahs Leben aber trotzdem nicht, denn dann plant sie ihr juristisches Staatsexamen. Neben ihrem Studium und dem Schwimmen verbringt Sarah so viel Zeit wie möglich mit Freunden. Trotzdem vermisse sie das Studentenleben ab und an. „Irgendwann möchte ich auch mal als Otto-Normal-Verbraucher leben“, meint sie und lacht.

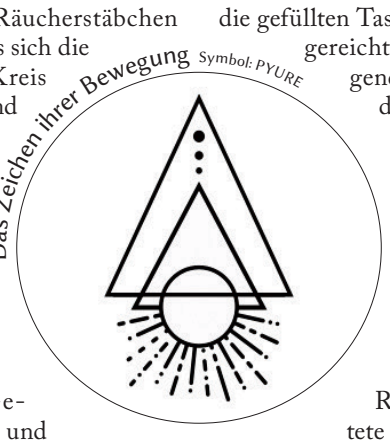
Trotz des Medienrummels hat Sarah ihren Erfolg noch nicht wirklich erfasst. „Erst wenn ich bei meinem nächsten Wettkampf als Europameisterin aufgerufen werde, werde ich meinen Sieg realisieren“, meint Sarah und grinst breit.

Eine typische Juristin ist sie nicht, aber eine typische Sportlerin auch nicht. Ihre blauschimmernden Ohrstecker, ihr Dutt und ihr selbstbewusstes Auftreten passen ideal auf die Vorurteile des Prototyps einer Jurastudentin. Allerdings verbringt sie ihr Leben nicht in der Bibliothek, sondern im Wasser. **(lnr)**

Ein Experiment in Achtsamkeit

Die Bewegung PYURE will die Party-Kultur revolutionieren. Dafür jongliert sie Visionen zwischen Spiritualität und Unternehmergeist

Den Raum durchzieht ein leicht wahrnehmbarer Kakaogeruch, vermischt mit dem Aroma von Räucherstäbchen und Duftkerzen, als sich die Anwesenden im Kreis auf Teppichen sitzend versammeln. Nach der Begrüßung und einer kurzen Erklärung des Programms beginnt eine Phase des gemeinsamen Singens und Musizierens, die dazu einladen soll, Gedanken des Alltags und Stress hinter sich zu lassen. Eine völlig transzendente Atmosphäre kann sich dennoch nicht einstellen, nach ein paar Minuten bittet Sema, die Leiterin der heutigen Zeremonie, die zwölf Teilnehmenden um einen Geldbetrag von dreißig Euro. Auch dass der Jutesack, in dem der Betrag eingesammelt wird, aus vermutlich fair gehandelten und nachhaltigen Materialen besteht, kann über die Banalität des Vorgangs nicht hinwegtäuschen. Im Zentrum der Versammlung soll allerdings ein gemeinsames Kakaotrinken stehen, dazu werden die gefüllten Tassen durch den Kreis gereicht. Wie auch die folgende Meditation über dem Heißgetränk, soll dies Energien in Einklang und alle auf eine gedankliche Ebene bringen. Abgerundet wird das Gemeinschaftserlebnis durch eine von Trommeln und Regenmachern begleitete Klangreise.



Zusammenkünfte wie diese Golden Drum Ceremony soll es laut Sema, Aaron und Martin zukünftig regelmäßig in Heidelberg geben. Gemeinsam sind sie „PYURE“ und verstehen sich nicht nur als Veranstaltungskollektiv, sondern als wachsendes Netzwerk, das das Miteinander und Begegnungsräume fördern möchte. „Ich will schon, dass es so etwas wie eine Bewegung wird.“, erklärt uns Aaron seine Vision. „Wir machen nichts, was es bereits gibt, sondern etwas Innovatives und Neues, das Heidelberg dringend braucht. Aber nicht nur Heidelberg, sondern was wir Menschen dringend brauchen“, ergänzt Martin, Heilpraktiker für Psychotherapie.

Entwickelt hat sich dieses Bestreben in ihrem Freundeskreis. Aaron und Martin haben sich auf einer WG-Party kennen gelernt und aus ihrer Begegnung entstanden Kuschelpartys, die sie bereits vor zwei Jahren im Programm des Alternativen Frühlings in der halle02 platzierten. Ebenfalls über eine Wohngemeinschaft fand Sema sich in ihren Kreis ein. Seitdem organisieren sie regelmäßig Gatherings zur Selbsterfahrung und Achtsamkeit. „Es ist so schön, dass sich das Ganze aus einer Herzensangelegenheit heraus entwickelt hat, die von Mensch zu Mensch weitergetragen wird“, so die transformative Tanztherapeutin Sema.

Um sich mit der Verwirklichung ihrer Projekte zumindest teilweise den Lebensunterhalt zu finanzieren, gründeten die drei in diesem Jahr eine GbR (Gesellschaft bürgerlichen Rechts). Ein Entschluss, mit dem sie sich von nun an Problemen der Verwaltung und auch viel Bürokratie stellen müssen.

Gleichzeitig möchten sie in ihrer Gemeinschaft aber die vier von ihnen definierten Säulen aufrechterhalten. Diese sehen sie in Achtsamkeit gegenüber sich selbst und andern, den „heilenden Künsten“ und dem Schaffen von kulturkreativen und experimentellen Forschungsräumen. Als letzte Säule sollte das gemeinsame Feiern nicht vergessen werden. Wie sich die Veranstaltungen im kommenden Jahr entwickeln, ist für die drei noch offen. „2018 ist für uns jetzt auch das Probejahr.“ Vor allem die Herausforderung, räumliche und zeitliche Plätze für spirituelles Leben in der Stadt zu finden, wird sie zukünftig beschäftigen. **(mak/nbi)**

ANZEIGE



Rauchfreiheit

Hochschulgruppe klärt gegen Tabak auf

Winston Churchill meinte einmal, ein leidenschaftlicher Raucher, der immerzu von den Risiken des Rauchens liest, würde in den meisten Fällen aufhören – zu lesen. Derartige Hinweise scheinen in etwa so effektiv wie gelbe Rauchervierecke auf Bahnsteigen. Denn trotz unseres Zeitalters, das ganz im Zeichen der Selbstoptimierung und des gesunden Lifestyles steht, umgibt Raucher noch immer nicht nur Tabakqualm, sondern auch eine gewisse subversive Aura und Nonchalance.

Diesen Mythos zu zerstören, hat sich die Hochschulgruppe „Aufklärung gegen Tabak“ (AgT) zum Ziel gesetzt. Deren Mitglieder sind bundesweit aktiv, auch in Heidelberg beteiligen sich Medizinstudierende an dem Projekt. Tobias Heller (Name von der Redaktion geändert) ist einer von ihnen. Um mit dem *ruprecht* zu sprechen, wagte er sich sogar in die lungenschwärzende Atmosphäre des Hörnchen in der Unteren Straße. Die Wahl des Ortes bot an, sogleich ein Anliegen der Gruppe zur Sprache zu bringen: die Dichte der Raucherbars in der Altstadt, was im Kern einen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht von Nichtrauchern darstelle. Eine adäquate Lösung sei hierbei nicht, auf andere Kneipen auszuweichen, sondern eine Gesetzesänderung, die bestimmt, dass mindestens die Hälfte der Lokalitäten rauchfrei sein müssten. Das vermindert zwar nicht den Tabakkonsum, aber es wäre eine Art der staatlichen Prävention, „wie auch Warnhinweise auf Zigarettenschachteln oder bestimmte Werbung zu verbieten“, führt er aus. Es gilt hierbei, die Möglichkeiten der Selbstbestimmung von Nichtrauchern gegen die der Kneipen abzuwägen, denn „wenn man es ganz konsequent zu Ende denkt, müsste man den Bars so auch die Entscheidung überlassen, ob man dort andere Arten von Drogen zu sich nimmt.“ Die Droge Alkohol sieht Tobias dabei nicht als allzu gravierendes Problem. Schließlich führe diese nicht zu irreversiblen Schäden. „Wenn man Alkohol trinkt, schadet man zwar der Leber, aber nur bei einem langwierigen Konsum, etwa vierzig Jahre lang jeden Tag zwei Flaschen Wodka, dann hat man irgendwann Leberzirrhose.“ Schadstoffe von Zigaretten hingegen bleiben in der Lunge, da sich diese nicht regenerieren kann. Das Hauptanliegen der AgT liegt aber in der Aufklärung in Schulen. Dreizehn- bis Vierzehnjährige seien am verwundbarsten und somit die Zielgruppe der Tabakindustrie. „Es hat sich gezeigt, dass sich in diesem Alter die Sucht entwickelt.“



Tobias erklärt, dass viele der Schüler nicht verstehen, worauf sie sich einlassen, da glorifizierende Zigarettenwerbung einen immensen Einfluss habe. Studierende, die sich so ehrenamtlich engagieren, wollen nicht Kindern das Rauchen verbieten, als vielmehr ihnen eine mündige Entscheidung ermöglichen. Eine wichtige Kooperation besteht dabei mit der Thoraxklinik, die das Programm mit der Präventionsveranstaltung „ohnekippe“ beispielsweise durch Experimente oder Gespräche mit Betroffenen untermauert. „Was total gut bei Kindern ist, sind die sofortigen Auswirkungen des Rauchens zu zeigen – das heißt du kriegst Pickel, sofort Falten, du riechst schlecht, du nimmst zu.“ Derzeit werden unter anderem durch die AgT-Gruppe Studien zur nachhaltigen Wirkung von Präventionsprogrammen durchgeführt, deren Ergebnisse jedoch erst in zwei bis drei Jahren bekannt gegeben werden können. Erste Einschätzungen verzeichnen bereits einen zahlenmäßigen Rückgang von jungen Menschen, die beginnen zu rauchen, wobei gleichzeitig der Anteil derer, die sich entschließen damit aufzuhören, zu steigen scheint. **(nbi)**

Peking - Frankfurt - Heidelberg

Viele Heidelberger Studierende arbeiten nebenbei als Flugbegleitung. Doch gleicht die Freude am Fliegen die beruflichen Belastungen aus?

Wer als Studierender knapp bei Kasse ist, sucht sich einen Studentenjob. Neben Klassikern wie Kellnern und Flyern gibt es Beschäftigungen, die nicht unbedingt Studierende als Arbeitnehmer vermuten lassen. Solch ein ungewöhnlicher Studentenjob ist die Arbeit als Flugbegleiter. Studierende fliegen regelmäßig für die Lufthansa ab Frankfurt. Die Lufthansa stellt im Arbeitsvertrag klar, dass Flugbegleiter aus einem Umkreis von maximal 50 Kilometer des Flughafenraums kommen dürfen. Dies gilt jedoch nur für den Bereitschaftsdienst, ansonsten reicht es aus, in einer vorher festgelegten Zeitspanne anzureisen.



Zeichnung: beb

Flugbegleiter kommen hoch und weit hinaus. Doch der Job hat auch seine Nachteile

Meine Kommilitonin Anna (Name von der Redaktion geändert) ist seit dem ersten Semester bei der Lufthansa. „Am Anfang hat mir mein Studium nicht viel Spaß gebracht, viele Vorlesungen habe ich eh nicht besucht“, sagt Anna, „daher dachte ich mir: Warum nicht?“ Nachdem sie ein Assessment Center durchlaufen hatte, hob sie nach drei Monaten Schulung zum ersten Mal ab.

Die Fluglinien verfolgen bei der Auswahl natürlich ein bestimmtes Konzept, um mit einem harmonischen Team sichere und angenehme Flüge zu gewährleisten. Grundlegende Voraussetzungen für die Arbeit sind ein uneingeschränkter Reisepass, eine Körpergröße zwischen 1,60 und 1,95 Meter und „angemessenes“ Körpergewicht, fließende Deutsch- und Englischkenntnisse, eine abgeschlossene Schulausbildung und die Fähigkeit zu schwimmen. Die vergütete Schulung umfasste ein Sicherheitstraining, Workshops zur Erste-Hilfe-Leistung, Deeskalation und Verhalten an Bord. Überraschenderweise wird dem Themenbereich Service nur eine Woche gewidmet. Sehr wichtig ist das interkulturelle Training. „Abhängig vom Reiseziel muss ich wissen, welche Gewürze zu servieren und welche Höflichkeitsfloskeln anzuwenden sind“, erklärt Anna. Laut Stellenbeschreibung fordert die Arbeit einen stets freundlichen, kompetenten und verantwortungsbewussten Umgang mit den Passagieren, den gelebten Servicegedanken und die Souveränität, auch schwierige Situationen ruhig zu meistern. Anna beschreibt ihre Arbeit als Gewährleistung eines sicheren Fluges und des Gästewohls. Die Arbeitsmodelle variieren abhängig von der Airline. Das unbefristete Arbeitsmodell der Lufthansa sieht vor, dass am Anfang zu 83 Prozent geflogen wird. Später ist es möglich, die Arbeitsstunden herabzustufen, bei weniger Gehalt.

> „Fliegen ist eine Droge“

Wer bei der Lufthansa fliegen möchte, muss der Airline mitteilen, dass er studiert. Für sie ist das Vollzeitstudium kein Problem. In Heidelberg bereitet eher die Universität Probleme. Sie schreibt vor, dass Studierende nicht mehr als 19,5 Stunden pro Woche arbeiten sollen. Wer nach einem befristeten Arbeitsmodell fliegt, kann das einhalten. Zum Beispiel spricht Condor mit „Study & Fly“ gezielt Studierende für das Arbeiten in der vorlesungsfreien Zeit an. Mit befristeten Arbeitsverhältnissen sparen die Fluglinien aber langfristig Personalkosten. Denn der Flugbegleiter ist für die Airline ein Verbrauchsgut. Es ist günstiger, regelmäßig neue Flugbegleiter zu rekrutieren und zu schulen, als sie dauerhaft zu beschäftigen, um schließlich aufgrund der Verschiebung in den Gehaltsklassen teurere Arbeitskräfte zu haben. Vor allem Billigfluglinien profitieren von dem Prinzip, maximale Arbeit minimal zu vergüten. So lassen sich günstige Flugtickets überhaupt realisieren. Neben Zeit muss auch einiges an Material investiert werden. Zu Arbeitsbeginn stellt die Lufthansa eine Grundausstattung an Arbeitsuniformen bereit, jedoch verlangt der Verschleiß schon bald selbstbezahlten Nachschub.

> „Eine Kollegin fliegt zum Lernen immer nach Peking“

Für Bewerbung und Schulung wird ein internetfähiger Laptop benötigt. Für die Anreise übernimmt die Lufthansa das Nahverkehrsticket, ihr Auto muss Anna jedoch selbst unterhalten. Dazu kommen Koffer und Schönheitsprodukte für das geforderte gepflegte Auftreten an Bord. Die Ausgaben sind aber steuerlich absetzbar. Die Investitionen zahlen sich aus: Das Einstiegsgehalt beträgt knapp 1500 Euro plus Schichtzulagen, Urlaubs- sowie Abwesenheitsgeld und berechnet sich nach sogenannten Blockstunden. Das ist die Zeit zwischen Off- und Onblock, also der Stabilisierung der Flugzeugreifen mit Keilen.

Anna schätzt, dass die Hälfte der Flugbegleiter in ihrem Alter studieren oder eine Ausbildung machen. Bei den älteren Kollegen handele es sich überwiegend um Akademiker. Viele konnten nach der Berufsausbildung nicht auf das Fliegen verzichten, denn „Fliegen ist eine Droge. Man sagt, wer mehr als zwei Jahre fliegt, kann nicht mehr aufhören.“ Das ist bei dem gebotenen Lifestyle verständlich. Die von der Lufthansa bezahlten Aufenthalte am Reiseziel bis zum Rückflug bieten Gelegenheit, die Welt zu erkunden. „Eine Kollegin fliegt in der Klausurenphase gerne nach Peking, weil sie dort gut lernen kann.“ Jetlag ist ein treuer Begleiter. Wie er in den Unialltag einschneidet, hängt jedoch vom Einzelfall ab.

Insgesamt ist Anna mehr als glücklich mit ihrem Job. Auf das Fliegen möchte sie auch in der Endphase ihres Studiums nicht verzichten. Solange sie nicht durch eine Allergie, Erkältung oder andere Krankheit flugunfähig wird, kann sie nichts davon abhalten. **(beb)**

Nichts als die Wahrheit

Bereits in der Bibel steht „Du sollst nicht lügen“. Doch ein Selbstversuch zeigt, dass Lügen die Gesellschaft zusammenhalten



Fotomontage: php

Lügner wohin man nur schaut...

Gehen wir heute Abend noch was trinken?“, fragen mich meine Freundinnen an einem Dienstagabend. „Heute Abend habe ich leider keine Zeit“, ist meine Antwort und füge im Geiste hinzu: „Ich habe eine ganz wichtige Verabredung mit Netflix und meinem Bett.“ Ein bisschen schäme ich mich dafür, ihnen nicht die ganze Wahrheit zu sagen. Aber eine wirkliche Lüge ist es doch nicht. Oder?

Eine Woche betrachte ich den Wahrheitsgehalt meiner Aussagen und es soll nicht eine einzige Flunkerei über meine Lippen kommen. Da ich in letzter Zeit keine andere Persönlichkeit angenommen hatte und mir weder ein hohes politisches Amt zugetragen wurde, noch mich ein finanzieller Geldsegen überrascht hatte, sah ich darin kein größeres Problem. Schade eigentlich. Denn die Offenlegung umfassender Lügen hat bislang den betroffenen Personen zu großer Bekanntheit verholfen, wie es aktuell am amerikanischen Präsidenten zu betrachten ist. Es ist ein Thema, das unsere Gesellschaft bewegt. Egal ob Doping, Fälschung, Plagiatsvorwürfe oder Veruntreuung, wir möchten nicht hintergangen werden. Auch der Vorwurf der Lügenpresse wiegt schwer und Fake News kursieren ungewollt im Internet. Mein Wirkungskreis ist bei weitem kleiner und so auch die Reichweite meiner Betrachtungen.

Was sich als erstes abzeichnete, war mein stark reduzierter Umgang mit digitalen Kommunikationsplattformen. Meine WhatsApp-Nachrichten beantwortete ich zögerlich bis gar nicht, da ich oftmals nicht wollte, dass andere wissen, was ich im Moment mache oder vorhabe. Posts auf Instagram überlegte ich mir zwei Mal.

Ähnliches spielte sich in meinem realen sozialen Umfeld ab. Häufig zog ich mich zurück, weil ich nicht aussprechen wollte, was ich wirklich denke oder möchte. Seltener machte ich meinem Umfeld Komplimente und bemerkte, dass ich diese in der Vergangenheit meist nicht ernst meinte. Bisher sah ich mich auch nicht als konfliktscheu und reizte deshalb, natürlich zu Versuchszwecken, die Verpflichtung zur Wahrheit besonders aus. Dafür erntete ich Kränkungen und Distanz in meinem Freundeskreis. Ich bemerkte, wie ich in meinem Arbeitsumfeld oftmals vortäuschte, Aufgaben bereits erledigt zu haben, die noch lange nicht auf meiner To-Do Liste standen. Doch an dieser Stelle blieb es bei kleinen Schwindeleien, die schnell in Wahrheit umgesetzt werden konnten. Denn wo meine Lügen schwerwiegende Folgen haben könnten, hatte ich auch kein Verlangen danach.

Ich musste meine Woche nicht erst beenden, um bestätigt zu bekommen, was die Forschung schon längst herausgefunden hat. Wir flunkern und tricksen gerne in Momenten, in denen wir unsere Lügen als sicher empfinden. Aus Gründen der Selbstdarstellung und zum Schutze anderer. Wobei wir auch hierbei vornehmlich uns selbst schützen, vor sozialer Isolation, Kritik und Konflikten. Wissenschaftlich bestätigt ist, dass Menschen, die dieses Prinzip verstanden haben und Lügen gekonnt einsetzen, im Leben leichter vorankommen, sie sogar in unserer Gesellschaft notwendig sind, um diese zusammenzuhalten. Sehr widersprüchlich ist dabei, dass wir im Kindesalter zunächst beigebracht bekommen, stets die Wahrheit zu sagen, um keine lange Nase zu bekommen, aber sie uns in unserer Entwicklung wieder aneignen.

Mit dieser recht befriedigenden Erkenntnis beendete ich den Versuch der vergangenen sieben Tage ohne zu bemerken, welche großen und weitaus schwerwiegenderen Lügen ich bislang nicht wahrgenommen hatte. Dabei begehe ich sie jeden Tag: Die Lügen, die ich an mich selbst richte. Täglich rede ich mir ein, dass mein Studium gut läuft und meine Karriere steil nach oben gehen wird. Dass meine Freundschaften ausgeglichen und glücklich sind, sowie meine Beziehung. Dass ich eine gute Tochter und Schwester bin und meine Fehler menschlich und zu verzeihen sind. Das ist traurig, da ich doch wenigstens zu mir selbst ehrlich und einsichtig sein sollte, auch um die Missstände in meinem Leben zu verändern.

Doch dass ich meine eigene Realität schaffe, ist ein Selbstschutz, der mich davor bewahrt, die Hoffnung auf Veränderung aufzugeben und weiterzumachen. Dabei ist die Einsicht, dass diese Selbstlüge existiert, vielleicht die einzig Wahrheit, die jeder akzeptiert, in einer Gesellschaft voller falscher Tatsachen. **(mak)**

Kaufen ja, trinken nein

Seit Dezember kann man nach 22 Uhr wieder Alkohol in Geschäften kaufen. Kommunen wird es dafür vereinfacht, den Konsum an öffentlichen Plätzen einzuschränken

Eingeführt wurde das Verkaufsverbot im Jahr 2010 unter der damaligen Landesregierung aus Gründen des Jugendschutzes. Um jungen Leuten den Zugang zu Alkohol zu erschweren, durfte dieser zwischen 22 und fünf Uhr nur noch in Kneipen und Restaurants verkauft werden. Die Aufhebung des besagten Gesetzes ist Teil des im Rahmen des Anti-Terror-Pakets der Landesregierung geänderten Polizeigesetzes und beinhaltet zusätzlich, sozusagen als Kompromiss an die Kommunen zudem die Möglichkeit, öffentlichen Orten ein Alkoholverbot aufzuerlegen. Was genau jetzt diesen plötzlichen Sinneswandel ausgelöst hat, ist schwer zu sagen, doch begrüßen vor allem Supermärkte und Tankstellen diese Änderung, die sich durch die Regelung in den letzten Jahren gegenüber Bars klar benachteiligt gefühlt hatten.

Auch Studierenden, die sich an die Verkaufszeiten gewöhnt und ihren Alkohol in den letzten Jahren eben vor 22 Uhr gekauft haben, kommt das Gesetz entgegen. „Betroffen davon waren viele Menschen, die sich auch später noch eine Flasche Wein besorgen wollten. Und zum anderen trifft es jene, die es sich nicht leisten können, in der Unteren einen trinken zu gehen und daher im privaten Rahmen trinken.“, meint Julia von der Grünen Jugend Heidelberg. Viel wichtiger zur Vorbeugung von Alkoholmissbrauch ist ihrer Meinung nach die Prävention, mit Restriktionen könne man nicht viel erreichen. Die Stadt Heidelberg jedoch, die in den letzten



Foto: jul

Noch schnell Nachschub kaufen für die Party ist nun auch nachts wieder möglich

Jahren vor allem in der Altstadt eine Verbesserung der Situation festgestellt hat, bedauert die Aufhebung. „Es ist zu befürchten, dass der Wegfall dieser Regelung dazu führt, dass besonders junge Menschen, die finanziell nicht in der Lage sind, in Bars hohe Preise für alkoholische Getränke zu zahlen, auf den Verkauf von Alkohol in Supermärkten und Tankstellen nach 22 Uhr zurückgreifen werden.“, meint Christiane Calis, Pressesprecherin der Stadt Heidelberg. Diese Meinung teilt auch Dirk, der Besitzer des Ecksteins in der Altstadt Heidelbergs. Ihm gehe es nicht um den finanziellen Aspekt oder die gewachsene Konkurrenz, sondern um die jungen Menschen, denen es nun vereinfacht werde, auch spät abends an Alkohol zu gelangen: „Denn was ist einfacher als einen ‚Volljährigen‘ an die Tanke zu schicken, um Alkohol für die spontane Party daheim zu bekommen.“ Finanzielle Einbußen oder den Verlust von Kundschaft konnte er bisher nicht feststellen und vermutet auch, dass das aufgehobene Alkoholverkaufsverbot generell keine Auswirkungen auf die Gastronomie haben wird.

Hand in Hand mit dem aufgehobenen Verkaufsverbot geht eine zweite Änderung einher. Kommunen haben ab sofort das Recht, sich für ein Alkoholkonsumverbot an öffentlichen Plätzen auszusprechen. „Auch Heidelberg hat die Landesregierung bereits vor Jahren aufgefordert, eine gesetzliche Grundlage für ein Alkoholverbot auf öffentlichen Plätzen zu schaffen, um so den Kommunen Werkzeuge an die Hand zu geben, mit deren Hilfe ein „Mehr“ an öffentlicher Sicherheit verwirklicht werden kann.“, so Calis.

Für Heidelberger Studierende ist im Sommer vor allem der abendliche Wein auf der Neckarwiese nicht mehr wegzudenken. Sieht sich dieser Kult gefährdet? „Die jeweiligen Brennpunkte in Heidelberg könnten räumlich abgegrenzte Gebiete der Neckarwiese sein, wobei diese durch „Saufgelage“ bei Schulabschlussfeiern in einem besonderen Fokus steht.“, meint Calis. Ein öffentlicher Platz sei aber erst dann ein Brennpunkt, wenn die Kommune eine gewisse Anzahl an Ordnungswidrigkeiten an diesen Orten nachweisen kann, und die Hürden hierfür sind hoch. Bis ein solches Alkoholverbot in Kraft tritt, wird es daher vermutlich noch dauern. Nach Angaben der Polizei werde man die Situation jedoch genau beobachten und Maßnahmen daran ausrichten.

Ralf Krämer, Leiter der Fachstelle Sucht in Heidelberg bringt die Situation auf den Punkt. Das nächtliche Alkoholverkaufsverbot habe wohl die eine oder andere Alkoholvergiftung begrenzt, Krankenhausaufenthalt oder Unfall verhindert. „Es hat jedoch keine Wunder bewirkt.“ Wer Alkohol konsumieren will, hat schon immer einen Weg gefunden. **(jul)**

Heidelberger Notizen


Foto: Ilkin/Landesregierung Baden-Württemberg (CC BY-NC-ND 2.0)

Brezeln der Königsfamilie – Prinz William und Herzogin Kate formten bei ihrem Besuch in Heidelberg im Juli 2017 Brezeln. Der Mediziner Gunther von Hagens plastinierte zwei von diesen und stellte sie in seiner Ausstellung, den Körperwelten, aus. Für mehrere Jahrhunderte wird Heidelberg sich an den royalen Besuch erinnern können.

Komplettsperrung – Zwischen Karlsplatz und Karlstor entsteht Mitte Februar eine Baustelle. Die Hauptstraße wird in diesem Bereich während der voraussichtlich dreijährigen Bauarbeiten vollständig gesperrt und die Buslinie Nummer 33 in Richtung Emmertsgrund muss umgeleitet werden.

Betriebshof – Die Bezirksbeiräte stimmten am 17.01 gegen eine Verlagerung des Betriebshofes der Rhein-Neckar-Verkehr GmbH von der Bergheimer Straße auf die Wiese am großen Ochsenkopf. Eine Verlagerung würde die nötigen Kosten für eine Renovierung des jetzigen Betriebshofes sparen, allerdings müsste die Grünfläche am Ochsenkopf aufgegeben werden und die Bahnen und Busse würden an unterschiedlichen Orten verbleiben. **(lnr)**

Ausgeschenkt

Kaffeezimmerchen

Das Café „rada“ in der Unteren bietet selbstgeröstete Bohnen und familiäres Flair

Fast meint man, der winzige Laden in der Unteren Straße versteckt sich zwischen den Heidelberger Urgesteinen „Weinloch“ und „Mantei“. Nur ein kleiner Schriftzug auf einem der zwei Sprossenfenster gibt einen schüchternen Hinweis darauf, dass sich in bester Altstadtlage seit Juli 2017 eine Kaffeerösterei samt Café unter dem Namen „rada“ in der bierseligen Kneipenstraße eingenistet hat.

Auf der Grundfläche einer großzügigen WG-Küche hat die südamerikanische Eigentümerfamilie neben der Theke mit obligatorischer Siebträgermaschine nicht nur überraschend viele Sitzmöbel untergebracht – darunter ein zum Sofa umfunktioniertes Autoheck – sondern irgendwie auch eine voll funktionsfähige Röstmaschine. In diesem Ungetüm werden sämtliche Kaffeebohnen geröstet, deren Produzenten die Besitzer des „rada“ akribisch ausgewählt haben. Zum Kernkonzept des Ladens gehört neben der eigenen Röstung schließlich in erster Linie der Import nachhaltig angebauter Kaffeebohnen direkt vom Erzeuger. Diese stammen überwiegend aus Mittel- und Südamerika, aber auch aus Indien.

Preise

Cappuccino	3,00€
Americano	2,50€
Espresso	1,90€
Brownie	2,50€

Altstadt
Untere Straße 21

Öffnungszeiten:

Di bis Fr
von 11 bis 18 Uhr

Sa und So
von 12 bis 18 Uhr


Foto: the

Auf engstem Raum bietet das „rada“ selbstgerösteten Kaffee an

Von den zahlreichen Sorten werden zwei verschiedene zur Zubereitung der üblichen Kaffeevariationen angeboten, die sich preislich im oberen Mittelfeld bewegen: Für einen kräftigen Cappuccino mit ausgezeichnetem Milchschaum werden drei Euro fällig, ein Americano ist für 2,50 Euro zu haben. Daneben gibt es eine kleine Auswahl kalter Getränke sowie einige süße Snacks. Wer keine Zeit für eine Kaffeepause hat, kann sich sein Getränk in den selbst mitgebrachten Becher abfüllen lassen oder nutzt die Mehrwegbecher des Pfandsystems „reCup“, an dem sich „rada“ beteiligt. Mit größerem Budget kann man sich auch an den Bohnen für den heimischen Gebrauch bedienen, die sich, umweltfreundlich verpackt, hinter der Theke in einem Stahlrohrregal der Marke Eigenbau türmen.

Eigentlich ist es ein hanebüchenes Unternehmen, in der Altstadt mit einer neuen Rösterei oder einem weiteren Café an den Start zu gehen: Mit Janssen und Florian Steiner gibt es schließlich bereits zwei etablierte Kaffeeröster in der Stadt und auch im näheren Umfeld des „rada“ herrscht an Möglichkeiten des gepflegten Koffeingenusses kaum ein Mangel. Dennoch hat das „rada“ nicht nur in architektonischer Hinsicht seine Nische finden können.

Neben Eigenröstung und hoher Qualität ist das wahre Alleinstellungsmerkmal des Ladens seine Atmosphäre. Und die speist sich einerseits aus der Einrichtung, einer eigentümlichen Mischung von industrial chic, esoterischem Kitsch und unzähligen selbstgeschossenen Fotos von der Kaffee-Ernte in Südamerika; und andererseits aus der sich stilecht auf Spanisch unterhaltenden Eigentümerfamilie, die nicht nur bei der Getränkewahl behilflich ist, sondern ebenso gerne Anekdoten von Kaffee-Expeditionen auspackt.

Was dem „rada“ zu seinem Glück indes noch fehlt, sind großzügigere Öffnungszeiten und ein gut sichtbares Ladenschild an seiner Fassade. Grund zum Verstecken gibt es schließlich keinen. **(the)**

Strom für Idealisten

Ökostrom der HEG - eine Alternative für Studenten?

Wer in den letzten Monaten in Heidelberg unterwegs war, stolperte vielleicht ab und zu einmal über sie: Aufkleber mit denen für so etwas wie „Bürgerstrom“ geworben wird. Das klingt irgendwie nach erneuerbaren Energien und bürgerlichem Engagement. Doch was genau hat es damit auf sich?



Foto: goc

Hinter dem „Bürgerstrom“ steckt die Heidelberger Energiegenossenschaft eG (HEG), welche 2010 aus einer studentischen Initiative heraus entstanden ist. Heidelberger Studenten wollten damals mithilfe einer Genossenschaft Projekte im Bereich erneuerbare Energien verwirklichen, bei denen engagierte Bürger die Möglichkeit haben, sich zu beteiligen. Seit 2014 gehört dazu nun auch ein Ökostromtarif. Dafür hat sich die HEG mit über 70 anderen Energiegenossenschaften zu einem unabhängigen Verbund, den Bürgerwerken, zusammengeschlossen. Man setzt dabei vor allem auf Transparenz: Der Strom wird direkt von den Betreibern Erneuerbarer-Energie-Anlagen bezogen, über die man sich auf der Website der Bürgerwerke umfassend informieren kann.

Soweit so gut, stellt sich nun aber auch die Frage, ob sich für umweltbewusste Studenten aus Heidelberg und der Region ein Wechsel zum Bürgerstrom lohnt. Diese bilden durchaus eine der Zielgruppen des Angebotes, nicht zuletzt weil die HEG ja selbst von Studenten gegründet wurde. „Viele studentische Wohngemeinschaften haben sich bereits zu einem Wechsel zu uns entschieden“, teilt Laura Zöckler, Studentin der Uni Heidelberg und ehrenamtliche Mitarbeiterin der HEG, auf Anfrage mit. Der Bürgerstrom ist aber bei einem Preis von 28,50 Cent pro kWh nicht der günstigste Stromtarif in Heidelberg. Deshalb ist es schade, dass es keine speziellen Vergünstigungen für Studenten gibt. Der Verweis, bewusst auf Lockangebote zu verzichten und stattdessen faire Preise zu garantieren ist zwar löblich, für den sparsamen Studenten aber auch nicht das überzeugendste Argument. Dennoch bilden Studenten einen hohen Anteil der Kunden der HEG, wie Zöckler weiter mitteilt: „Auf Grund des Alters gehen wir von etwa 150 studentischen Kundinnen und Kunden aus, also etwa 40 Prozent.“ Argumente wie Unabhängigkeit von Konzernen der alten Energiewirtschaft, Wertschöpfung vor Ort und Besserung der eigenen CO2-Bilanz scheinen für manche also durchaus höher zu wiegen als die Gewissheit, keinen Cent zu viel für Strom zu bezahlen. Auch eine Preisgarantie bis Jahresende und die monatliche Kündbarkeit der Verträge ist gewiss attraktiv. Insofern sollte man sich durchaus überlegen auch einmal auf der Website der HEG vorbeizuschauen, wenn man das nächste Mal über die verkorkste Klimapolitik in Berlin zu schimpfen beginnt. **(goc)**

Nur noch die Kneipen fehlen

Einen neues Viertel zu integrieren ist nicht leicht. In der Bahnstadt ist das Experiment geglückt

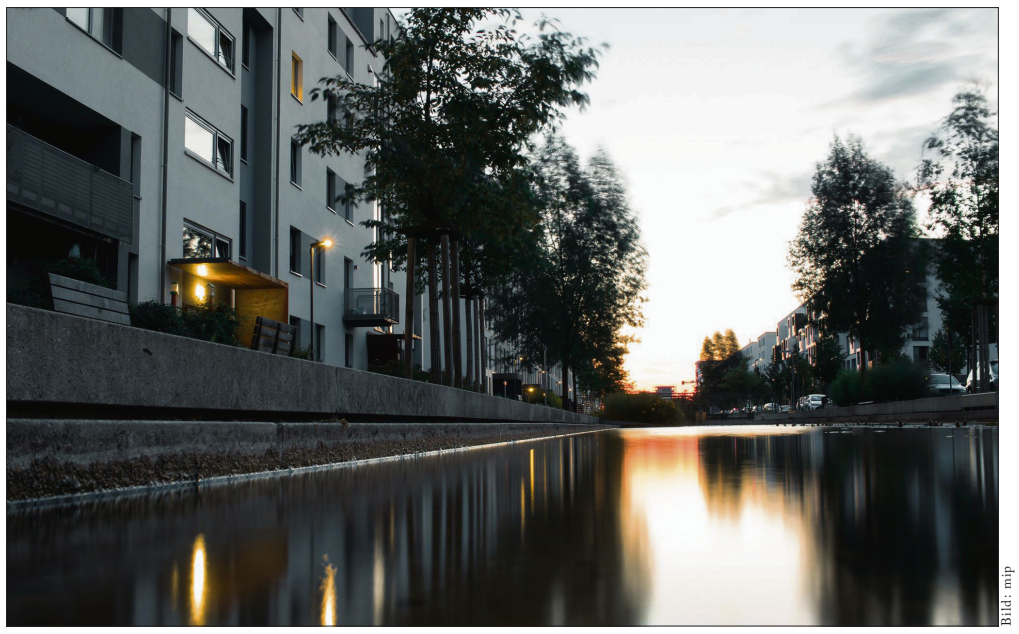


Bild: mip

Das Lebensgefühl in der Bahnstadt wird von den Bewohnern mitbestimmt

Seit geraumer Zeit entsteht im Süden Heidelbergs ein neuer Stadtteil, die Bahnstadt. Um den jüngsten Stadtteil Heidelbergs ranken sich zahlreiche Legenden von stickigen Wohnungen dank Passivhausbau, über exorbitant hohe Mieten bis hin zu wenig schmeichelhaften Äußerungen über die sterile Bauweise. Doch kaum ein Bewohner der anderen Stadtteile verirrt sich je in die Bahnstadt, um den Gerüchten auf den Grund zu gehen.

„Ich bin ursprünglich in die Bahnstadt gezogen, weil es ansonsten schwer war eine Wohnung in Heidelberg zu finden“, erzählt Misch Pautsch. Seit drei Jahren wohnt er in einem Ein-Zimmer-Appartement in der Bahnstadt und will auch dort bleiben. Er wohnt, typisch für den Stadtteil, in einem der Häuser, die die Vermieter als besonders studentengeeignet anpreisen. Campus Viva oder Campus Garden heißen die Komplexe, in denen die eigenen 22 Quadratmeter für bis zu 570 Euro im Monat zu haben sind. Ein stolzer Preis. Doch die Stadt greift den Studierenden unter die Arme. „Zwei Studierende können beispielsweise für ihre gemeinsame, förderfähige Mietwohnung von bis zu 70 Quadratmetern bis zu 280 Euro Förderung im Monat erhalten“, erläutert Achim Fischer, Pressesprecher der Stadt Heidelberg. Aktuell profitiere bereits jeder achte Haushalt im Viertel von der städtischen Wohnraumförderung. „Für Zuschüsse zu den Mietkosten stehen insgesamt sechs Millionen Euro bereit“, so Fischer weiter. Die finanzielle Unterstützung ist allerdings eingeschränkt. Nicht zu bezuschussen sei Wohnraum speziell für studentisches Wohnen, Gästehäuser und Wohnheime. Trotz der hohen Mieten gefällt es Misch in der Bahnstadt sehr gut.

> „Es lebt sich gut im Passivhaus“

„Man hat hier alles vor Ort, was man braucht. Die Einkaufsmöglichkeiten sind gut, das Kino kann ich zu Fuß erreichen und wenn man mal feiern gehen will, gibt es die halle02“, erzählt er. Nur Kneipen gebe es noch nicht. „Dafür muss man dann in die Untere“, meint Misch, „weil der Bahnhof in der Nähe ist, kommt man aber immer gut nach Hause.“ Seit Mitte Dezember fährt auch eine Straßenbahnlinie durch Heidelbergs jüngsten Stadtteil. Langfristig soll neben der nun eröffneten Linie 22 auch die Linie 26 durch die Bahnstadt führen.

Als einen Nachteil seines Wohnorts sieht Misch lediglich den Baulärm von den zahlreichen Baustellen. „Das Problem erledigt sich aber mit der Zeit“, meint er. Nach Auskunft der Stadt dauere es jedoch noch ein wenig, bis die großen Baustellen fertiggestellt seien.

Wie für Neubaugebiete üblich, gibt es besonders unter den studentischen Quartiersbewohnern nicht viele Kontakte. „Ich könnte dir nicht sagen, wer meine Nachbarn sind“, meint Misch.

Um das Problem der Kontaktknüpfung konkret anzugehen, ist 2012 ein Stadtteilverein ins Leben gerufen worden. „Als der Verein 2012 gegründet wurde, haben die Mitglieder noch nicht in der Bahnstadt gewohnt“, erzählt Heike Rompelberg vom Stadtteilverein Bahnstadt. Die Mitglieder des Vereins wollten jedoch ihren Bezirk von Anfang an mitgestalten. Rompelberg ist auch deshalb dort hingezogen, weil ein neuer Stadtteil die Möglichkeit bietet, schnell Kontakte zu knüpfen und eine Nachbarschaftsgemeinschaft mitzugestalten. „In der Weststadt oder in Neuenheim wäre ich vermutlich nicht auf die Idee gekommen, in einen Stadtteilverein einzutreten“, erklärt sie. Auch deshalb veranstaltet der Verein kleine Begrüßungsfeiern, wenn ein neues Haus bezogen wird. Außerdem finden regelmäßig Stammtische oder andere Freizeitangebote wie Fahrradtouren statt. Neben den zahlreichen Freizeitangeboten arbeitet der Zusammenschluss auch stadtpolitisch: „Wir sind vor Ort und bekommen mit, wenn etwas schief läuft“, erklärt Rompelberg, „Dadurch können wir Probleme bei der Stadt vorzeitig ansprechen und an Lösungen mitwirken.“

> „Ich könnte nicht sagen, wer meine Nachbarn sind“

Dass das Leben in der Bahnstadt oft falsch dargestellt wird, ärgert Misch Pautsch wie Heike Rompelberg: „Jedem, den ich gefragt habe, gefällt es hier sehr gut.“ Auch das Leben in Passivhäusern, Häusern, die genauso viel Energie produzieren wie sie verbrauchen, stellt für beide kein Problem dar. „Ganz ehrlich, ich merke gar nicht, dass ich in einem Passivhaus lebe. Es gibt eigentlich keinen Unterschied“, sagt Misch. „Es lebt sich sehr gut im Passivhaus“, meint auch Rompelberg.

Wenn man durch die Bahnstadt läuft und mit den Bewohnern dort spricht, ist man erstaunt, wie viel sich dort schon entwickelt hat. Bis der Stadtteil wirklich belebt ist wird es aber sicher noch eine Weile dauern. **(leh)**

ANZEIGE



Von Studis. Für Studis. Und bald mit Dir?

Wir von der Verfassten Studierendenschaft (VS) sind immer auf der Suche nach Leuten,
die mit uns die Uni zu einem studifreundlicheren Ort machen möchten. Die Themen und Möglichkeiten sind endlos.
Auch Du findest bei uns eine Aufgabe, die genau zu Dir passt, und Projekte, mit denen du etwas verändern kannst.
Nur keine Berührungsängste! Melde Dich unverbindlich bei uns – wir informieren Dich gerne ausführlich!

www.sturahd.de · stura@sturahd.de · 06221/542456 · Albert-Ueberle-Str. 3-5 · Heidelberg · fb.com/sturaheidelberg

Öffentlichkeitsarbeit Verkehr Vorsitz Soziales Wahlausschuss Finanzen
Queer Ökologie Studierendenwerk Rechtsfragen Sitzungsleitung
Gesundheit Antirassismus QSM Gremien Politische Bildung EDV
Außen Schlichtungskommission Räume Frauen*- & Non-Binary
Internationales Lehre und Lernen Kultur Härtefallkommission

Die Wurzeln der Radikalen

Jan Assmann sucht nach dem Ursprung religiöser Gewalt. Der Kulturwissenschaftler erklärt im Interview, warum wir das Alte Testament brauchen, um islamistischen Terror zu verstehen

Jan Assmann ist Ägyptologe, Religions- und Kulturwissenschaftler. Er lehrte als Professor am Institut für Ägyptologie in Heidelberg und ist Autor zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen. Gemeinsam mit seiner Frau Aleida Assmann entwickelte er die Theorie des kulturellen Gedächtnisses. Für ihre Forschung in diesem Gebiet erhielten beide im letzten Jahr den mit 750 000 Franken dotierten Balzan-Preis. In seinem neuen Buch „Totale Religion" setzt er sich mit dem Ursprung religiöser Gewalt auseinander. Bei der Vorstellung seines Buches im Deutsch-Amerikanischen-Institut in Heidelberg war der Saal bis auf den letzten Platz belegt.



Foto: swa

Jan Assmann zieht zum Verständnis aktueller Probleme mit religiöser Gewalt alte Quellen zu Rate

Angesichts der aktuellen Nachrichten von islamistischem Terror und Gewalt wird immer wieder die Frage nach dem Zusammenhang gerade zwischen dem Islam und Gewalt gestellt. Ist religiös motivierte Gewalt also ein rein islamisches Problem?

Nein, auf keinen Fall. Ich gehe in meinem neuen Buch zu den Wurzeln religiös motivierter Gewalt zurück und finde sie in einer bestimmten Tradition im Alten Testament. Diese Tradition beginnt bei den alten Propheten und wird im Folgenden im Deuteronomium massiv greifbar. Ich nenne diese Tradition einen radikalen Puritanismus, also die reine Lehre oder den reinen Kult. Dieser radikale Puritanismus kulminiert in einer Säuberungsaktion, der sogenannten josianischen Kultreform. Sie soll laut dem zweiten Buch der Könige gegen Ende des 7. Jahrhunderts stattgefunden haben. König Josia waren die zahlreichen kleinen Heiligtümer ein Dorn im Auge. Er ließ sie zerstören und als einzigen legitimen Kultort den Tempel in Jerusalem zu. So erzählen es die Texte. Ob das historisch ist oder nicht, kann man hinterfragen, auf jeden Fall ist die Geschichte ziemlich wirkungsmächtig. Nach dieser Kultreform bricht dann das gesellschaftliche System im alten Israel zusammen.

Mit dem babylonischen Exil?

Genau. Mit diesem Zusammenbruch hatten sich die Vorhersagen der Puritaner bewahrheitet, die für die Abweichung vom reinen Jahwe-Kult eine harte Strafe Gottes prophezeit hatten. Die Gemeinde arbeitet im Exil die ganze Tradition puritanisch auf, als wichtigstes Kernstück eben die Thora, also das Gesetz. Damit kehren sie nun zurück nach Jerusalem und der Tempel wird wieder aufgebaut. An dieser Stelle treten wir meiner Meinung nach wirklich in den Raum der Geschichte ein, das steht zwar auch in der Bibel, aber die Maßnahmen der Propheten Esra und Jehemia sind keine Fiktion. Bei der Rückkehr ins zerstörte Jerusalem setzen sie die reine Lehre mit aller Strenge durch. Das ist ziemlich brutal: Die Mischehen werden geschieden, Kinder werden verstoßen. An dieser Stelle schlagen die Worte, die in der Thora stehen, zum ersten Mal in Taten um. Und das zweite Mal, dass sie in Taten umschlagen, ist in den Makkabäerbüchern.

Also bei dem innerjüdischen Bürgerkrieg, der dort beschrieben wird?

Genau. Und sowohl die Scheidung der Mischehen als auch der innerjüdische Bürgerkrieg steht im Zeichen eines radikalen Puritanismus. Da sehe ich den Anfang einer Tradition, die heute kulminiert und zwar nicht im Judentum, sondern in der Tat im Islam und zwar im Wahabismus in Saudi-Arabien und in der Shia im Iran. Nun sind die meisten Terrororganisationen inklusive IS sunnitisch und stehen im Zeichen eines solchen Puritanismus. Die Frage ist, wie kommt es zu dieser Radikalisierung. Da benutze ich die Theorie von Carl Schmitt über das Politische und seine Konzeption des Ernstfalls. Nach Schmitt gibt es im Ernstfall nur noch Freund und Feind und alle anderen Differenzierungen verschwinden. Das Politische übernimmt die Kontrolle über die Kultur.

„Der Buddhismus kennt auch Gewaltausbrüche"

Das ist nun eine politikwissenschaftliche Theorie. Wie passt das zur Religion?

Das, was Schmitt den Ernstfall nennt, ist der Krieg. Ich habe mich gefragt, was das in der Religion ist und komme auf die Antwort: Das Weltgericht. Weltgericht ist zunächst mal eine biblische Vorstellung. Weltende kennen die anderen Religionen zwar auch, aber die Verbindung von Weltende und Weltgericht ist etwas ganz Spezielles. Das kommt zum ersten Mal im Buch Daniel auf. Ich halte es für alles andere als einen Zufall, dass das Buch Daniel gleichzeitig entsteht mit dem Ausbruch der Makkabäerkriege. Da sieht man, wie diese puritanische Verschärfung immer wieder auf das Weltgericht zurückgreift. Besonders massiv geschieht das auch im Koran.

Sie sprachen gerade vom babylonischen Exil. Ist es nicht verständlich, dass man im Exil versucht, sich aus einem Ohnmachtsgefühl heraus ein Narrativ zu entwickeln, das erklärt, wie es soweit kommen konnte?

Die Entwicklung dieser Idee geschieht in mehreren Stufen. Zunächst wird der nördliche Teil des alten Israel von den Assyrern, einem mächtigen Großreich, erobert und kurz darauf auch das Südreich. Die Israeliten werden daraufhin nach Babylon ins Exil verschleppt. In dieser Zeit des Umbruchs wird eine neue Religion im Zeichen einer starken Treue zu Gott entwickelt. Mit dieser Vorstellung gehen die Israeliten ins Exil und hoffen, die Katastrophe damit zu überwinden, dass sie dieses Geschehen als Strafe Gottes deuten. Immer noch besser als zu sagen, Gott gibt es gar nicht, oder Gott hat sich von uns abgewendet. Strafe ist immer noch ein Akt der Zuwendung. Die Texte entstehen aber im Kern schon vor dem Exil.

„Wir müssen die Menschenrechte in Kraft setzen "

Sowohl im Alten als auch im Neuen Testament wie im Koran gibt es aber auch Stellen, die von Liebe sprechen...

Das ist im Grunde die Hauptsache.

Die Jesusbotschaft wäre ja auch ohne Liebe kaum denkbar...

Auch in Jahwes Botschaft im Alten Testament ist ständig von Liebe die Rede. Das findet sich schon bei Prophet Hosea, der die Geschichte des Volkes Israel als Liebesgeschichte konstruiert. Diese Texte beschreiben die Liebe Gottes zu diesem auserwählten Volk und auf der anderen Seite auch die Bedeutung des Bundesbruchs als Ehebruch. Auch das Hohelied Salomonis, ein biblisches Liebesgedicht, beschreibt den Bundesschluss als einen Ehebund. Das ist genau die Semantik, an die sich das Christentum begeistert anschließt.

Ist Gewalt eine notwendige Konsequenz von monotheistischen Religionen, wenn wir neben der Liebe auch so viel Gewalt finden?

Da unterscheide ich ganz klar zwischen Implikation und Konsequenz. Die Sprache der Gewalt ist eine Implikation, die unter bestimmten Umständen gewalttätig wird.

Was hat das mit dem Monotheismus zu tun?

Ich unterscheide zwischen dem „Monotheismus der Treue" und dem „Monotheismus der Wahrheit". Die Gewalt hat vor allem mit dem „Monotheismus der Treue" zu tun. Den gibt es aber auch im Hinduismus und es gibt ihn sogar im Buddhismus. Das sehen wir gerade in Myanmar bei den gewalttätigen Ausschreitungen gegen die Rohingya, einer muslimischen Minderheit. Der Buddhismus kennt auch unglaubliche Gewaltausbrüche, wie sie das Judentum nie gekannt hat.

Unter welchen historischen Bedingungen bricht die Gewalt denn aus?

Typischerweise bei Überlagerungen von Kolonialismus, Eroberung und Unterdrückung. Das fängt eben an mit der assyrischen Unterdrückung, und setzt sich fort im römischen Kolonialismus. Wenn man auf den Hinduismus blickt, gab es seit dem Mittelalter die schrittweise muslimische Eroberung. Der islamische Kolonialismus war eine starke Herausforderung. Dann kam der englische Kolonialismus. Da verschärft sich das nochmal sehr.

Jetzt waren wir in der sehr weit entfernten Vergangenheit, gehen wir in die Zukunft. Wie kann man dann religiöser Gewalt entgegentreten?

Das haben die Religionen immer versucht. Es gibt auch humanistische Ansätze in der Bibel, wie etwa die sogenannten noahidischen Gebote, die für alle Menschen gelten, oder auch die Regeln für die Diaspora, wie man in fremden Ländern auf friedliche Weise zusammenlebt. Immer wieder hat man versucht, viel an Konfliktpotenzial zu entschärfen, antipuritanische Humanität walten zu lassen. In der Richtung muss man weiter denken. Ich persönlich bin ja nun kein Theologe und ich predige nicht. Ich würde aber sagen: Nach wie vor haben wir starke humanistische und humanitäre Ziele, die wir verfolgen müssen, also die Menschenrechte. Es wäre meine Vorstellung, dass wir ein gemeinsames Ziel anstreben, eine Ordnung des Zusammenlebens über den Religionen und nicht aus den Religionen heraus. Religionen wird es immer im Plural geben, wir werden immer kontroverse Vorstellungen haben, aber es muss darüber hinaus eine zivile säkulare Form des Zusammenlebens geben.

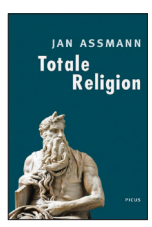
Die dann gewaltfrei ist?

Ja. Die Menschenrechte müssen wirklich in Kraft gesetzt werden. Da ist seit 1948 vieles geschehen. Aber es gibt auch starke Rückschläge, zum Beispiel in China, aber auch in unseren eigenen Reihen mit den Populisten. Ein wichtiges Prinzip des Zusammenlebens, das schon in den noahidischen Geboten steht, ist die Unabhängigkeit des Rechts. Muss man sich mal vorstellen. Das ist schon eine sehr alte Idee und wird jetzt in Polen und Ungarn ausgehebelt.

Das Gespräch führte Esther Lehnardt.

Begriffserklärung

Josianische Kultreform: Religiöse Reform des Königs Josia im 7. Jahrhundert vor Christus. Er zerstörte zahlreiche Kultstätten im alten Israel und ließ als einzigen Ort für die Verehrung Jahwes den Tempel in Jerusalem zu. Damit setzte er den Monotheismus in Israel durch.
Makkabäerkriege: Aufstand der jüdsichen Makkabäer gegen die seleukidische Herrschaft. Wird allgemein als innerjüdischer Bürgerkrieg betrachtet.
Deuteronomium: Drittes Buch Mose
Wahabismus: Streng religiöse Richtung des Islam. Wahabiten vertreten eine konsequente Durchsetzung der Scharia.
Diaspora: Exil des jüdischen Volkes und seine Zerstreuung außerhalb des historischen Heimatlandes. Jüdisches Leben als Minderheit in Ländern mit mehrheitlich anders religiöser Bevölkerung. **(leh)**



Jan Assmann: Totale Religion. Ursprünge und Formen puritanischer Verschärfung. Picus Verlag, Wien 2016. 20 Euro

Über die Paywall hinaus

Obwohl Open Access die Verlagswelt in Aufruhr hält, beteiligen sich Studierende an der Diskussion bisher nicht. Dabei wird die Thematik auch in Zukunft eine große Rolle spielen

Im Studierendenrat (StuRa) der Universität Heidelberg ist es rund um Open Access still geworden. Die letzte Stellungnahme des StuRa stammt aus dem Jahre 2011 und auch aktuell scheint niemand zuständig zu sein. Im Gespräch antworten Studierende auf das Thema oftmals mit Ahnungslosigkeit und Schweigen. Hat die Debatte um Open Access keine Relevanz für die Studierendenschaft?

Open Access verfolgt die Idee, wissenschaftliche Literatur im Internet frei und kostenlos zur Verfügung zu stellen. Nur so kann Forschung aufeinander aufbauen und Erkenntnisse liefern, die die Gesellschaft voranbringen. Die Bundesregierung hat mit der Vorstellung ihrer Open-Access-Strategie bereits ihre Unterstützung bekundet und auch die Forschergemeinde ist nicht tatenlos geblieben. Unter dem Dach des Projekts DEAL verhandeln deutsche Wissenschaftsorganisationen und die Hochschulrektorenkonferenz mit den drei großen Wissenschaftsverlagen Springer Nature, Wiley und Elsevier um bundesweite Lizenzverträge. Von der Forschergemeinschaft wird der dauerhafte Volltextzugriff auf das gesamte Portfolio der online verfügbaren Journale zu angemessenen Preisen gefordert. Zusätzlich sollen sämtliche Publikationen aus deutschen Einrichtungen Open Access erscheinen. Seit mehr als einem Jahr wird nun schon nach einer Einigung zwischen den Parteien gesucht. Während mit den anderen Verlagen Übergangslösungen gefunden wurden, näherte sich Elsevier mit seinen Angeboten wiederholt nicht den Anforderungen von DEAL.



Foto: php

Noch sind viele Publikationen nur gegen Bezahlung verfügbar

> Elsevier ist profitabler als Google oder Facebook

Als Konsequenz kündigten knapp 200 Forschungseinrichtungen bundesweit darunter in Heidelberg die Universität, Pädagogische Hochschule und das Deutsche Krebsforschungszentrum- ihre Abonnements mit dem Großverlag zum Ende des letzten Jahres. Trotzdem lässt Elsevier die Zugänge zu seinen Onlineinhalten in diesem Jahr bisher weiter geöffnet.

Besonders die seit den Neunzigern stark angestiegenen Preise für Wissenschaftsmagazine verlangen nach einer Alternative, die ihre Befürworter in Open-Access-Modellen gefunden haben. Weltweit betragen die Kosten für die Zeitschriftenabonnements schätzungsweise 7,6 Milliarden Euro. Selbst Eliteuniversitäten wie Harvard können und wollen sich bei den exorbitanten Kosten nicht alle Zeitschriften leisten. In Deutschland werden mehr als 200 Millionen Euro pro Jahr ausgegeben, wobei der Steuerzahler dreifach zur Kasse gebeten wird: Arbeiten von öffentlich finanzierten Wissenschaftlern werden von ebenfalls staatlich finanzierten Forschern im Peer Review geprüft, bevor sie in kostenpflichtigen Fachzeitschriften veröffentlicht werden. Diese Magazine werden am Ende von öffentlich bezahlten Bibliotheken und Instituten teuer angeschafft. Während die Öffentlichkeit mehrmals für die publizierten Ergebnisse der eigenen Forschung zahlt, erzielte Elsevier 2015 eine Gewinnmarge von 37 Prozent und ist somit profitabler als Google oder Facebook.

Zwar ist auch Open Access nicht umsonst, wäre aber ohne Schwierigkeiten mit den derzeitigen Ausgaben finanzierbar. Viele Universitäten haben Publikationsfonds zur Finanzierung der sogenannten Article Processing Charges eingerichtet, sodass Forscher ihre Arbeit nicht aus eigener Tasche bezahlen müssen. So auch die Universität Heidelberg. „Knapp 250 Artikel hat der Publikationsfonds 2017 finanziell unterstützt“, berichtet Jochen Apel, Leiter der Zweigstelle für Medizin und Naturwissenschaften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Diese stellen aber nur einen Teil der offen publizierten Arbeiten dar: Im Jahr 2016 wurden insgesamt 17% aller Publikationen der Universität in wissenschaftlichen Fachmagazinen Open Access veröffentlicht. Viele dieser Werke wurden anderweitig finanziert, häufig über Drittmittel.

Neben dem Fonds bietet die UB ihre Abteilung „Publikationsdienste“ an, von der aus unter anderem auch der Heidelberger Universitätsverlag – „Heidelberg University Publishing“ (heiUP) betrieben wird. „Die Idee dabei ist, dass öffentliche Einrichtungen selbst Infrastrukturen aufbauen, mit denen wissenschaftliche Publikationen Open Access publiziert werden können“, erklärt die Open Access-Beauftragte der Universität Heidelberg, Maria Effinger. Traditionelle Magazine seien natürlich wichtig. „Mittlerweile haben sich aber auch viele Open-Access-Zeitschriften eine sehr gute fachliche Reputation aufgebaut“, so Effinger.

> Ranking geht vor Qualität

Kritiker wie der Heidelberger Literaturwissenschaftler Roland Reuß sehen die Wahrung der Urheberrechte der Autoren durch die zunehmende Digitalisierung ihrer Werke gefährdet. In seinem Heidelberger Appell von 2009 kritisiert er zudem, dass durch Open Access ein Zwang entstehe, auf eine vorgegebene Art zu publizieren. Für die Autoren bedeute dies einen gesetzeswidrigen Eingriff in ihre Presse- und Publikationsfreiheit. Die mit dem Appell verbundene Unterschriftenaktion erhielt viel Zuspruch durch zahlreiche Autoren, Verleger und Wissenschaftler, wurde von anderen Vertretern der Branche jedoch auch entschieden zurückgewiesen.

Über den aktuellen Diskussionen wird eine tiefgreifende Problematik außer Acht gelassen: Der Wunsch nach Open Access fußt auf einem Publikationssystem, das zu viele Veröffentlichungen hervorbringt. Die einzelne Arbeit wird weniger gewichtet als das Ranking des Magazins, in dem sie publiziert wurde. Forscher stehen dadurch enorm unter Druck, möglichst viele Ergebnisse in möglichst renommierten Journalen zu platzieren, um ihre Karriere nicht vorzeitig beenden zu müssen. Ob Open Access das Problem dahingehend verschärft, indem es eventuell einfacher wird, die eigene Arbeit an die Öffentlichkeit zu bringen, bleibt unklar. Deutlich wird, dass von den derzeitigen Nachwuchswissenschaftlern mehr Engagement gefordert ist. In der Right to Research Coalition, einem Zusammenschluss internationaler studentischer Organisationen, die sich öffentlich für Open Access aussprechen und darüber informieren, ist deutschlandweit nur ein einziger Verein vertreten. Noch werden große Entscheidungen von den älteren Generationen bestimmt. Bevor diese aber abtreten, sollten die künftigen Vertreter der Wissenschaftsgemeinde lernen zu sprechen. **(bel)**

ANZEIGE



Melanie Dosch, Medienkauffrau, Studentin,
Pferdefan, Mitglied unserer Bank

Social Media sind vielfältig und bunt. Ganz gleich ob Events, Lifestyle oder Informationen – alles wird geteilt und kommentiert. Wir sind jetzt auch mit #Hashtags auf Facebook, Instagram & Co. Werden Sie noch heute Fan der #VolksbankKurpfalz. Wir freuen uns auf einen regen Dialog.

160 Jahre 1858-2018

www.volksbank-kurpfalz.de
www.meine-kurpfalz.de

Volksbank Kurpfalz

Die Bühnen öffnen

In der Metalszene gibt es viele weibliche Fans, allerdings kaum Musikerinnen. Bands wie Beyond the Black sind eine Ausnahme



Beyond the Black mit Sängerin Jennifer Haben auf dem Wacken Open Air

Foto: Stephan Haben

Metal gilt als extrem maskulines Musikgenre, als Spielplatz von Männern für Männer. Aggressive, laute Klänge und Schreigesang – das scheint nicht zu traditionellen Vorstellungen von Weiblichkeit zu passen. Doch wer sich heutzutage auf Metal-Konzerten und Festivals umschaut, wird feststellen, dass Frauen einen steigenden Anteil der Fans ausmachen. Auf dem Wacken Open Air, dem europäischen Szenetreffpunkt schlechthin, liegt der Frauenanteil nach Angaben der Veranstalter inzwischen bei einem Drittel.

Nur auf der Bühne, als Bandmitglieder, sind Frauen bis heute noch selten zu sehen. Im Vergleich zu den Achtzigern, als es eigentlich nur Doro Pesch als Sängerin von Warlock auf die großen Bühnen schaffte, ist die Zahl von bekannteren Bands mit Sängerinnen seit den Neunzigern zwar massiv gestiegen. Doch die ganz großen Namen sind nicht zahlreich. Nur wenige Bands wie Nightwish, Evanescence oder Within Temptation schafften den Sprung zum internationalen Top-Act auf Augenhöhe mit den rein männlichen Szenegrößen. Das Phänomen ist zudem bis auf wenige Ausnahmen wie Arch Enemy auf den Symphonic Metal beschränkt, der sich meist durch hohen, gar opernhaften Frauengesang auszeichnet. Auf anderen Positionen als dem Gesang sind Frauen noch wesentlich rarer.

Die Diskrepanz bestätigt auch Jennifer Haben, Sängerin der in Mannheim gegründeten Symphonic-Metal-Band Beyond the Black: „Ich könnte mir vorstellen, dass sich viele Mädels nicht so sehr in die Szene trauen. Ich kenne viele, die diese Musik hören, und es gibt auch viele Bands mit Frontfrauen, die aber leider oft eher unbekannt sind.“ Beyond the Black hingegen existieren zwar erst seit 2014, ihr Weg führt bisher aber über mehrere Wacken-Auftritte und zwei Top-Platzierungen in den Albumcharts hinweg steil nach oben. Selbstverständlich ist das für Haben nicht: „Bands mit Männern haben es wahrscheinlich einfacher, die Härte zu vermitteln, die viele im Metal erwarten. Bei Bands mit Sängerinnen ist das natürlich nicht ganz so ‚brutal‘, weshalb diese Musik von Frauen etwas gebrochen wird.“ Als vermeintlich „softe“ Band müsse man sich sowieso mehr behaupten.

Erschwerend hinzu kommt die Kategorie „Aussehen“. Zwar gelten Metal-Fans nicht zu Unrecht als musikalische Puristen, denen Qualität und Bodenständigkeit über alles geht und die zu großen Fokus auf Starrummel und Äußerlichkeiten mit Verachtung strafen. Davon sind Frauen nicht ausgenommen. Eine screamende und growlende Sängerin wie Alissa White-Gluz von Arch Enemy, eine der größten Bands aus dem extremeren Death Metal, erntet Anerkennung vor allem für ihre Stimmgewalt und ihren Bruch mit typischen Rollenbildern. Doch wer die Social-Media-Kommentare von Bands mit Frontfrauen durchforstet, erhält schnell den Eindruck, dass dort trotzdem mit zweierlei Maß gemessen wird. Selbst wenn Kommentare zum Aussehen positiv gemeint sein mögen, entlarven sie doch, was auch Jennifer Haben beobachtet: „Ich denke schon, dass Männer im Metal wahrscheinlich etwas mehr Freiheiten haben, was ihr Aussehen angeht.“

Trotz dieser Problematiken fühlt sich Haben aber in der Szene keineswegs schlecht aufgenommen, und der Erfolg von Beyond the Black spricht für sich. „An sich sind Metal-Künstler die liebsten Menschen der Welt“, erzählt die 22-Jährige. „Und auch die Fans habe ich immer als sehr nett und respektvoll erlebt, selbst auf der Metal Cruise, wo man auf einem Kreuzfahrtschiff sehr nah beieinander ist.“ Insgesamt ist die Metal-Szene, konträr zur Musik, als friedlich bekannt. Das gilt insbesondere für Festivals wie Wacken, die sich dabei deutlich von Veranstaltungen anderer Genres abheben. Ein „massive international tribe of misfits“, wie es die Bloggerin Beth Winegarner formuliert, nur vereint durch Unangepasstheit und Leidenschaft für die Musik - sollte man meinen. Dennoch tobt in den USA seit einigen Jahren eine scharfe Debatte über frauenverachtende Songtexte mancher Bands. Dagegen zeigen eine Reihe von Festivals in verschiedenen Ländern, auf denen explizit nur Metal-Bands mit Sängerinnen beziehungsweise weiblichen Mitgliedern auftreten, dass sich in der Szene etwas bewegt.

Von den Frontfrauen bekannter Bands geht dabei eine Vorbildwirkung aus. Auch Jennifer Haben berichtet von Sängerinnen, die sie als noch junge Künstlerin geprägt haben: „Da wäre zum einen Sharon den Adel von Within Temptation, sie mochte ich schon immer. Und dann Floor Jansen, die aktuelle Sängerin von Nightwish – sie ist das Nonplusultra, sie kann gesanglich einfach alles.“ Es bleibt zu hoffen, dass sich immer mehr Frauen im Metal von diesen Vorbildern inspirieren lassen und selbst die Bühnen der Szene betreten. **(sko)**

Bowies Buchclub

David Bowies Sohn Duncan Jones liest die 100 Lieblingsbücher seines Vaters. Auf Twitter möchte der Regisseur ab Februar mit jedem Interessierten darüber diskutieren

Zwei Jahre sind vergangen, seit David Bowie das Zeitliche gesegnet hat. Während er wahrscheinlich zusammen mit dem „Starman“ das von ihm besungene „Life on Mars“ genießt, versucht nun sein Sohn Duncan Jones, der sich selbst mit Filmen wie „Moon“ oder „Warcraft“ einen Namen als Regisseur gemacht hat, mit einem Buchclub das Andenken seines Vaters zu wahren.

Allerdings findet dieser nicht, wie das Klischee es verlangt, im Kreise einiger unterbeschäftigter Mittvierzigerinnen bei Tee und Gebäck in einem gemütlichen, wenn auch etwas altmodischen Wohnzimmer statt, sondern auf Twitter unter dem #BowieBookClub. Bereits 2013 wurde auf Bowies Homepage eine Liste mit seinen hundert Lieblingsbüchern veröffentlicht. Der Sohn des Musikers plant nun monatlich eines dieser Bücher zu lesen und mit jedem, der Interesse hat und mitmachen will, auf Twitter darüber zu diskutieren. Den Auftakt bildet diesen Februar „Hawksmoor“, ein Thriller des britischen Literaturkritikers und Autors Peter Ackroyd.

Dieser neugegründete Buchclub lädt in Kombination mit der ihm zugrundeliegenden Liste geradezu dazu ein, Bowies künstlerisches Schaffen von einer literarischen Perspektive aus zu betrachten und die Frage nach der Wirkung dieser Bücher auf seine Musik zu stellen.

Bei einem Blick in die Geschichte zeigt sich, dass schon zu Zeiten der antiken Griechen die Trennlinie zwischen Literatur und Musik eine unklare war. Epen wie die Ilias oder die Odyssee lassen sich beispielsweise schwerlich nur einem der beiden Begriffe zuordnen. So legten diese Werke zweifellos einen Grundstein für die westliche Literaturgeschichte, gleichzeitig fand ihre Verbreitung aber vorwiegend mündlich statt. Dabei wurden die Verse von Sängern vorgetragen und oft auf Instrumenten begleitet.

Die Streitfrage, wo der Übergang von Musik zu Literatur ist, welche Überschneidungen es gibt oder ob es überhaupt möglich ist, eine Trennlinie zu ziehen, gelangte jüngst zu erneuter Aktualität und Popularität, als Bob Dylan, seines Zeichens Musiker, für sein Schaffen mit dem Literaturnobelpreis geehrt wurde. Auch bei anderen Künstlern lässt sich oft nur schwer sagen, ob es sich bei ihnen nun um Musiker, Literaten oder beides handelt. So nutzen zum Beispiel große Namen der Musikszene wie Nick Cave oder Morrissey ihr schreiberisches Talent nicht nur für ihre Songtexte, sondern publizieren neben ihrer Musik auch mit einer gewissen Regelmäßigkeit eigene Bücher. David Bowie hingegen überschreitet nicht einfach nur die Grenzen zwischen den verschiedenen Kunstgattungen, sondern macht es sogar zu dem erklärten Ziel seines künstlerischen Schaffens, verschiedenste Gattungen zu einer Synthese zu verbinden, um auf diese Weise die kulturelle Essenz einer bestimmten Zeit einzufangen.

So gestand der Mann, der vom Himmel fiel, in mehreren Interviews, dass er, obwohl er in der Öffentlichkeit vor allem als solcher wahrgenommen wird, sich selbst nicht in erster Linie als Musiker sieht. Stattdessen beschreibt er sich als „Writer“ oder schlicht als Künstler.

> Die Liste spiegelt viele Stationen in Bowies Leben wider

Es verwundert daher kaum, dass man unzählige literarische Einflüsse in Bowies Werken finden kann. Bei „The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars“, dem Album, mit dem ihm 1973 der Durchbruch beschieden war, handelt es sich nicht zufällig um ein Konzeptalbum. So erzählt es die den einzelnen Songs übergeordnete Geschichte des promiskuitiven und drogenabhängigen Rockstars Ziggy Stardust, der die dem Untergang geweihte Menschheit zu Liebe und Frieden führen will, bei diesem Unterfangen aber an der eigenen Dekadenz zugrunde geht.

Auch in anderen Alben lassen sich sehr starke narrative Ebenen ausmachen. So zeichnet das 1974 erschienene Album „Diamond Dogs“ ein dystopisches Bild der Zukunft der Menschheit. Ursprünglich war es sogar als Vertonung des Romans „1984“ von George Orwell geplant, der sich auch auf Bowies Liste findet.

Einen Schritt weiter führt das Chamäleon des Pop die Sache im Jahre 1995 mit „Outside“. So handelt es sich bei diesem Album um eine auditive Verarbeitung einer von Bowie selbst geschriebenen Kurzgeschichte namens „The diary of Nathan Adler or the art-ritual murder of Baby Grace Blue“, die auch im Booklet der CD veröffentlicht wurde. Die Kriminalgeschichte entwirft eine Gesellschaft, die Mord zum Zwecke der Kunst legalisiert. Der Schluss, dass auch „Hawksmoor“ eine Quelle der Inspiration für dieses Werk war, liegt nahe. Gleichzeitig spiegelt die Liste aber auch viele der Stationen in Bowies Leben wider. So sind Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ und Alfred Döblins „Berlin Alexanderplatz“ sicherlich Relikte seiner Berliner Jahre, in denen dem Musiker im Schatten der Mauer drei seiner besten Alben gelangen. Wohingegen „Der Seemann, der die See verriet“ von Mishima Yukio wohl ein Zeugnis seiner Zeit in Japan ist, wo Bowie sein Schreiben durch die Isolation in der Fremde beflügeln wollte.

Wie auch immer man diese Liste lesen möchte, sie ist in Verbindung mit dem Buchclub sicher ein Schlüssel zum Vermächtnis eines Mannes, der es wie kaum ein Künstler vor ihm schaffte, die Küsse aller Musen in seiner Person zu vereinen. **(mal)**

ANZEIGE

Wir eröffnen Perspektiven für Studierende und Absolventen.

Beratungsangebot für Studierende und Absolventen
Das Hochschulteam der Agentur für Arbeit beantwortet Ihnen Fragen zum Berufseinstieg nach dem Studium und ist kompetenter Ansprechpartner zu allen Fragen rund um den Arbeitsmarkt. Sie können jederzeit telefonisch oder per E-Mail einen persönlichen Beratungstermin vereinbaren.

01.02.18 Workshop Assessment-Center-Training
Agentur für Arbeit Heidelberg, Raum 733, 13:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.
06.02.18 Arbeitsrecht - das sollten Sie wissen
Agentur für Arbeit Heidelberg, Raum 733, 16:00 Uhr
08.02.18 Perspektiven und Alternativen zum Lehramt
PH Heidelberg, Keplerstr. 87, 16:00 Uhr
08.02.18 Bewerben in Deutschland - für internationale Studierende
Agentur für Arbeit Heidelberg, Raum 733, 13:00 Uhr
Bitte per E-Mail anmelden.
14.02.18 + 14.03.18 Bewerbungsunterlagen-Check
Agentur für Arbeit Heidelberg, Bitte per E-Mail anmelden.

Offene Sprechstunden
- an der Universität Heidelberg dienstags. 11-14 Uhr ZSB, Seminarstr. 2, 1. OG
- INF 304, jeden Freitag, 10-12:30 Uhr

Agentur für Arbeit Heidelberg
Kaiserstraße 69/71, 69115 Heidelberg Telefon: 0800 4 5555 00 (kostenfrei)
E-Mail: Heidelberg.Hochschulteam@arbeitsagentur.de
www.arbeitsagentur.de/heidelberg

Bundesagentur für Arbeit
Agentur für Arbeit Heidelberg
bringt weiter.

Sprechen über den Tod

... mit Andreas Nostra Dahm, der in Heidelberg Karten zur spirituellen Lebensberatung legt

Wie sieht eine Lebensberatung bei Ihnen aus?

Meine Klienten suchen mich auf, um in unterschiedlichen Situationen des Lebens eine Stütze oder Hilfestellung zu erfahren. Im Rahmen einer spirituellen Sitzung werden mitunter auch die Karten oder die Astrologie zu Rate gezogen. Diese Hilfsmittel geben Hinweise, die dann auf das Leben übertragen werden können.

Warum beraten Sie nicht zum Thema Tod?

Natürlich gehört der Tod zum Leben dazu und es gibt Situationen, in denen das Schicksal uns mit dem Tod konfrontiert und wir uns damit auseinandersetzen müssen – doch es ist niemals die Aufgabe der Karten, den Tod zu zeigen oder anzukündigen. Dies sehe ich als unmöglich, als Hokus-Pokus, wie er in Filmen oder Serien oftmals dargestellt wird.



Foto: Privat

Viele der Karten, mit denen Sie beraten, stammen aus der Zeit der Jahrhundertwende, als Spiritualität und vor allem Sitzungen mit einem Medium erforscht wurden.

Das stimmt, viele der Karten haben ältere Motive und basieren auf Karten aus einer Zeit vor der unseren, doch selbst klassische Skatkarten verwende ich manchmal. Die Bilder der Karten beziehen sich auf Situationen und Bedürfnisse in unserem Leben, sowohl damals als auch heute. Die Gesellschaft modernisiert sich, doch die Grundbedürfnisse der Menschen sind nahezu identisch, und damit sind ihre Motive noch immer passend. So auch das Interesse an ihnen oder an einem Medium. Ich definiere ein Medium als eine Person, die Wahrnehmungen, Visionen hat oder Botschaften erhält. Diese Nachrichten können zum Beispiel über Engel kommen, aus der geistigen Welt oder auch aus dem Jenseits – das ist ganz individuell und kommt auf das jeweilige Medium an.

Wann kann ein solcher Kontakt hilfreich sein?

Manchmal konnten wir uns von unseren Lieben nicht verabschieden, möchten noch einmal ‚ich hab Dich lieb' sagen oder es fällt uns schwer, mit dem Schmerz des Verlustes umzugehen und wir wollen wissen, ob wir alles richtig gemacht haben. Oder man möchte erfahren, ob es den Seelen auf der anderen Seite gut geht.

Ist es möglich, dass die verstorbene Seele nicht antwortet?

Es gibt keine Garantie, dass eine Kontaktaufnahme stattfindet. Jedoch sind die Seelen immer mit uns, aber nicht jede Seele wird auch zu uns kommen, zu uns sprechen oder sich uns zeigen. Auch geben uns die Seelen eigentlich nicht immer Antworten. Sie teilen uns etwas mit oder geben uns etwas mit. Etwas, das uns das heute und morgen schöner und angenehmer gestalten lässt.

Das Gespräch führte Maren Kaps.

Öl auf Leinwand

Der Animationsfilm „Loving Vincent" besteht aus tausenden Ölgemälden und überzeugt mit viel Farbe und Strahlkraft

Loving Vincent" ist der erste vollständig aus Ölgemälden bestehende Animationsfilm in Spielfilmlänge. Die Werke Vincent van Goghs werden auf der Leinwand im Stil des Künstlers zum Leben erweckt und erforschen mit dem Zuschauer die seltsamen Umstände vom Tod des Künstlers.

In dem Film macht sich der junge Franzose Armaund Roulin ein Jahr nach dem plötzlichen Tod van Goghs auf den Weg, um einen Brief des Verstorbenen an seinen Bruder Theo zu überbringen. Zuerst sieht der junge Mann keinen wirklichen Sinn hinter seinem Auftrag und macht sich nur seinem Vater zuliebe, einem Postmann und Freund van Goghs, auf den Weg nach Paris und die Suche nach Theo. Doch schnell entwickelt sich der einfache Botengang zu einer Suche nach der Wahrheit, die Armaund schließlich in den kleinen französischen Ort Auvers-sur-Oise führt. Hier verbrachte van Gogh die letzten Wochen seines Lebens und hier starb er schließlich auch. Zugegeben – die Handlung ist nicht die raffinierteste aller Zeiten und der Film lebt auch nicht vom Tiefgang seiner Figuren. Wer hofft, neue und zuvor noch nie erzählte Details aus dem Leben van Goghs zu erfahren, wird enttäuscht. Dennoch berührt die Geschichte und überzeugt vor allem dadurch, dass bekannte Motive des Künstlers – Porträts wie Landschaften – geschickt in die Handlung eingewoben wurden. So freut es einen jeden van Gogh-Fan, wenn das ein oder andere Lieblingsbild plötzlich lebendig auf der Leinwand erscheint. „Loving Vincent" überwältigt den Zuschauer durch seine unglaubliche Bildgewalt und seine ganz besondere Machart.

Über 120 Werke des niederländischen Künstlers wurden ganz oder in Ausschnitten in den rund 850 Motiven nachempfunden. Insgesamt wurden etwa 65 000 Bilder von über 120 Künstlern für die polnisch-britische Koproduktion gemalt. Dabei dominieren klare, kräftige Farben und dynamische Pinselstriche die Gegenwart des Films – ganz im Stil van Goghs eben. Rückblenden werden dagegen fotorealistisch in schwarzweiß gestaltet. Ein geschickter Kniff, der es dem Zuschauer einfach macht, die verschiedenen Zeitebenen zu unterscheiden und der Handlung zu folgen.

Dass ein solcher Film nicht einfach mal so nebenbei gedreht wird, ist nicht schwer zu erraten. Vier Jahre dauerte es, bis Schauspieler wie Saoirse Ronan („Brooklyn") und Douglas Booth („Die Säulen der Erde") die Figuren vor Green-Screens zum Leben erweckten und die Künstler diese Bilder schließlich in Ölgemälde übersetzten. Alles unter der Regie von Dorota Kobiela und Oscarpreisträger Hugh Welchman, die anfangs nur einen Kurzfilm geplant hatten, dann aber das Potenzial erkannten und voll ausschöpften. Ein unglaublicher Aufwand, der sich gelohnt hat und den der Zuschauer sehen kann!

Der Film lebt neben seiner Farbenpracht auch von vielen liebevollen Details. Bleibt der Hintergrund in anderen Animationsfilmen oft starr, so ist er in „Loving Vincent" immer in Bewegung und kommt nie zum Stillstand. Damit baut der Film eine schöne Brücke zum Leben und Schaffen des Künstlers, dessen Geschichte er erzählt. Van Gogh selbst setzte sich in seinem Leben und seiner kurzen Zeit als freischaffender Künstler selten zur Ruhe und schuf in nur zehn Jahren über 800 Gemälde und über 900 Zeichnungen. Sein Leben wurde aber auch von vielen Konflikten bewegt, die im Film ebenfalls thematisiert werden. So kämpfte der ungelernte Maler, der heute als einer der Begründer der modernen Malerei gilt, um Anerkennung und vermutlich auch mit starken psychischen Problemen. Abgerundet wird der Film von instrumentaler Musik des britischen Komponisten Clint Mansell, der bereits die Musik für Filme wie „Black Swan" komponierte. „Loving Vincent" ist damit ein Filmerlebnis, das den Zuschauer verzaubert und fasziniert und das beinahe genauso außergewöhnlich ist wie der Künstler, dem es gewidmet ist. **(smu)**



Foto: Loving Vincent Sp.z.o.o.&Loving Vincent Ltd

Der Franzose Armaund untersucht den mysteriosen Tod van Goghs

Der Film „Loving Vincent" läuft im Kino „Die Kamera". Der Eintritt kostet regulär 8 Euro und für Studenten ermäßigt 7 Euro.

Heldenhaft

Trash oder gute Unterhaltung: Sollte man Superheldenfilme schauen?

Pro

Es knallt, es kracht, es explodiert. Gut aussehende Schauspieler in bunten Kostümen fliegen durch die Luft und schreien sich wenig originelle Witze zu. Superheldenfilme überzeugen mit bekannten Schauspielern, spektakulären Explosionen und zahlreichen Special Effects. Hört man auf die Dialoge wird dem gebildeten Zuschauer Angst und Bange um die geistige Verfassung der Drehbuchautoren. Und natürlich gewinnen am Ende immer die Guten – und wenn sie das nicht tun, bleiben sie zumindest ihren Prinzipien treu.

Superheldenfilme sind bestimmt keine Ausgeburt der Hochkultur. Das sollen sie aber auch nicht sein. Denn manchmal braucht jeder und jede von uns auch mal etwas Unsinn, um den Kopf abzuschalten nach der Lektüre von Hegeltexten oder dem Berechnen mathemathischer Formeln. Wer hat nach einem langen Tag in der Bibliothek schon so richtig Lust auf ein experimentelles Theaterfestival? Es ist nichts Verwerfliches daran, hin und wieder auch mal nicht denken zu wollen.

Für diejenigen, die ganz ohne Sinn oder Metaebene nicht können, gibt es aber auch bei den kurzweiligen Filmen Möglichkeiten für tiefgreifende Analysen. Wie zahlreiche Fan-Foren im Internet beweisen, ist es absolut möglich, die Streifen auf jede denkbare Weise mit wissenschaftlicher Akribie auseinanderzunehmen. So wird manches Theologenherz bei der Verwendung unzähliger Bibelzitate höher schlagen. Die Historiker können sich mit der Entwicklung bestimmter Figuren im Kontext der Entstehungszeit der Filme auseinandersetzen und die Naturwissenschaftler streiten über die wissenschaftliche Möglichkeit und Unmöglichkeit der technischen Spielereien. Die Filme bieten also gute Unterhaltung, die Möglichkeit abzuschalten oder dem inneren Nerd freien Lauf zu lassen.

Von Esther Lehnardt

Contra

Mal ernsthaft, wo kommt eigentlich diese massenhafte Begeisterung für Superheldenfilme her? Seit Jahren kann man kaum ins Kino gehen, ohne dass einem irgend so eine unnötige und flache Story um diese ganzen Cape-Träger (weiß der Geier, wie die alle heißen) als das neueste und tollste Ding vorgesetzt wird. Was ist aus den guten alten Zeiten geworden, als Superhelden-Comics noch etwas für bleiche, menschenscheue Nerds waren, die sich diesen Mist in ihren dunklen Kellern fernab der Öffentlichkeit reingezogen haben?

Man weiß eigentlich gar nicht, wo man anfangen soll zu erklären, weshalb die Welt diese Filme nicht braucht. Da ist zum Beispiel der ständige Pathos-Overkill, dank dem diese Superhelden (und ach wie toll, es gibt ja auch Superheldinnen!) scheinbar 24 Stunden am Tag als eine Art Aushilfsjesus durch die Gegend rennen. Oder diese langweiligen und vorhersehbaren Geschichten, die (trotz aller Gegenbeteuerungen aller Fanboys und Fangirls) irgendwie doch immer nach Schema F ablaufen. Ständig gibt es irgendwelche Explosionen und Spezialeffekte, die wohl nur da sind, weil die Story ansonsten sowieso nichts Anständiges hergibt.

Und dann ist da noch die Öffentlichkeit, die in diesen Filmen irgendwie immer blöd ist wie kaum etwas. Zeitung A schreibt am Morgen, Super-Dödel rettet irgendeine alte Frau und alle lieben Super-Dödel. Am Abend schon schreibt Zeitung B, Super-Dödel furzt im Waisenhaus und der aufgebrachte Mob will ihn aus der Stadt jagen. Und am nächsten Tag wollen ihn dann plötzlich wieder alle zurück, weil irgendein Dr. Sowieso das Krankenhaus in Pudding verwandelt hat. Mal ehrlich: Die Öffentlichkeit ist blöd, aber so blöd? Gut, bei der allgemeinen Begeisterung für diese Filme bin ich mir da auch nicht mehr so sicher.

Von Cornelius Goop



Foto: Flickr.com, BagoGames (CC BY 2.0)

Das 18. Silvester unter Putin

Viele junge Leute in Russland demonstrieren, wollen aber bei den Präsidentschaftswahlen im März nicht abstimmen. Wie politisch ist eine Jugend, die nur eine Partei erlebt hat?

Es ist der 31. Dezember, kurz vor Mitternacht: Michail, Oksana, Konstantin und Polina sitzen vor dem Fernseher in einer Sankt Petersburger Plattenbau-Wohnung. Über den Bildschirm flackert das Bild von Wladimir Putin. In Russland ist es Tradition, zu Silvester die Neujahrsansprache des Präsidenten zu gucken, egal ob man ihn unterstützt oder nicht. Alle reden wild durcheinander, lachen, machen Selfies vor dem Fernseher, und salutieren dem Präsidenten – alles davon natürlich ironisch, denn gewählt haben sie ihn nicht. Oksana, Konstantin und die anderen sind in ihren Zwanzigern, junge Studenten, und an eine Zeit vor Putin, der seit dem Jahr 2000 Präsident der russischen Föderation ist, kann sich keiner von ihnen erinnern.

Bei den russischen Präsidentschaftswahlen am 18. März wird keiner von ihnen wählen gehen. Dass Putin, der im Dezember offiziell seine Kandidatur verkündete, die Wahl gewinnen wird, gilt als sicher. Die letzte Wahl 2012 gewann er mit einer klaren Mehrheit, die Wahlbeteiligung lag damals bei nur 65 Prozent. Bei der letzten Dumawahl, der Wahl des russischen Parlaments, im Jahr 2016, lag die Beteiligung sogar nur bei 48 Prozent, auch in dieser Wahl gewann die Partei Putins „Einiges Russland“. Die niedrige Wahlbeteiligung brachte jedoch Zweifel an der Legitimität der Regierung hervor. Der 18. März ist der Tag der Annexion der Krim, deren Bewohner trotz des völkerrechtlich umstrittenen Status der Halbinsel in dieser Wahl zum ersten Mal in Russland wählen dürfen.

Nachdem die Kreml-Uhr Mitternacht geschlagen hat, wendet sich das Gespräch erst so richtig der Politik zu, und obwohl keiner von ihnen wählen wird, werden die Wahlen heiß diskutiert. Was gibt es für Alternativen zu Putin? Auf die Erwähnung des Namens Xenia Sobtschak, einer ehemaligen oppositionellen Journalistin und nun Politikerin, über die auch in den deutschen Medien ausführlich berichtet wurde, lacht Polina nur bitter. Eine echte Alternative scheint Sobtschak also nicht zu sein. Und wen gibt es sonst? Kommunisten, Nationalisten, und den Liberal-Demokraten Wladimir Zhirinowski, ein antisemitischer Nationalist, der unter anderem Atomwaffen auf die USA abwerfen wollte, und dessen Partei offensichtlich weder liberal noch demokratisch ist.

Der vielleicht prominenteste Oppositionelle, der Blogger Alexej Nawalny, steht dagegen gar nicht erst zur Wahl. Er darf aufgrund einer alten Vorstrafe wegen Korruption nicht antreten – eine Vorstrafe, die vom Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte als ungültig, da politisch motiviert gewertet wird. Viel Auswahl gibt es also nicht – nicht für sie, junge, gebildete Menschen aus der westlichsten Großstadt Russlands. Natürlich gibt es auch Studenten, die Putin wählen, doch auf die Frage, ob er jemanden kennt, verneint Michail. Auch Polina und Oksana kennen niemanden ihres Alters, der die Regierung unterstützt. Es gibt sie, doch sie sind für ihre Realität weit entfernt.

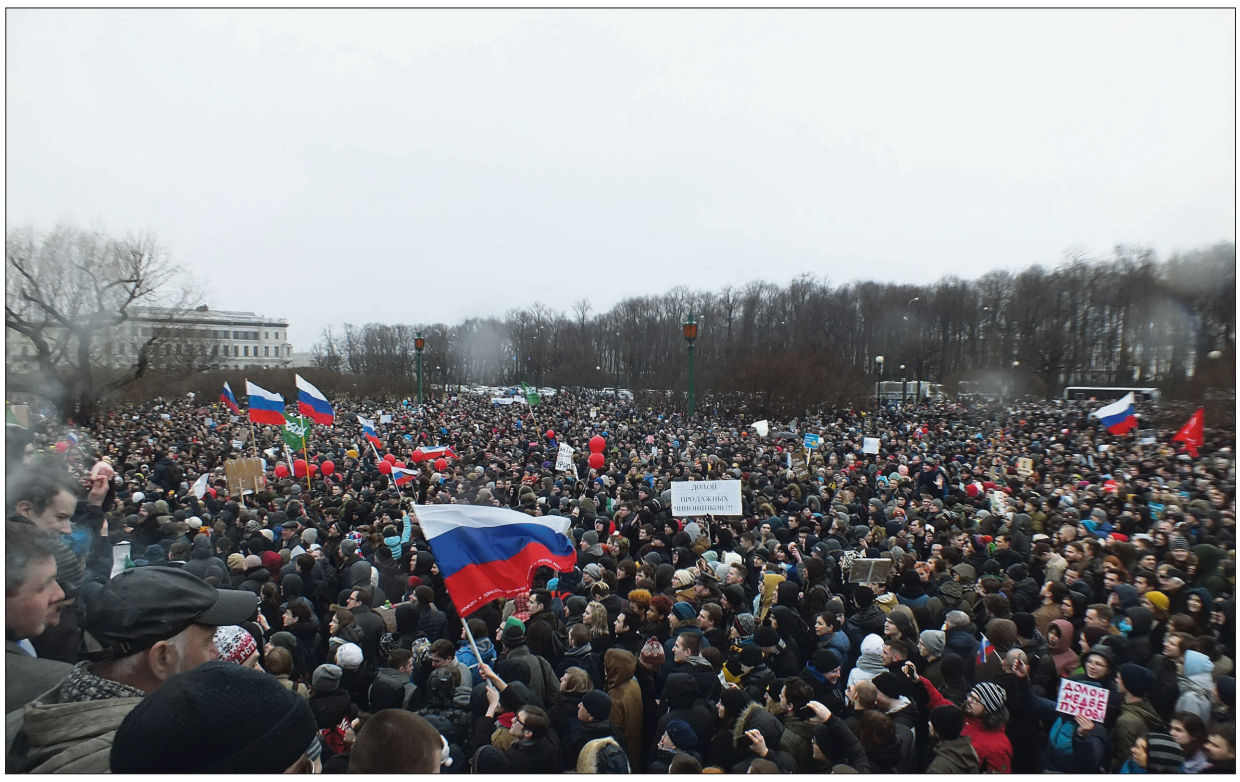


Foto: Valerija Golubeva

Im Frühjahr 2017 protestierten in Russland hunderttausende Menschen gegen Korruption, hier in Sankt Petersburg

Aber sind die jungen Russen politikverdrossen? Ist es Politikverdrossenheit, wenn man zwar nicht wählt, aber sich gleichzeitig sehr für Politik interessiert, mit Freunden diskutiert, und zum Demonstrieren auf die Straße geht? Ist es Resignation? Oder steckt doch politisches Kalkül hinter der Wahlverweigerung? So rief zum Beispiel Nawalny dazu auf, die Wahlen zu boykottieren, denn ein Sieg bei unter 50 Prozent Wahlbeteiligung ist zwar ein Sieg, aber ein glanzloser, und keiner, der den Kreml zufriedenstellen würde.

> An eine Zeit vor Putin können sie sich nicht erinnern

Im März 2017 demonstrierten in den Städten Russlands von der Ostsee bis zum Pazifik Hunderttausende gegen Korruption in der russischen Politik. Auslöser der Proteste war ein Youtube-Film von Nawalny namens „Für euch ist er nicht Dimon“ über die mutmaßliche Korruption des Ministerpräsidenten Dmitri Medwedew. In diesem Video wurden erstmals Korruptionsvorwürfe gegen den Ministerpräsidenten konkretisiert. So zeigt der Film die Beziehungen und Geldflüsse zwischen Mitgliedern der russischen Regierung und Oligarchen sowie Prominenten auf, die unter anderem aufgrund der Panama Papers entdeckt wurden, und kritisiert auch den privaten Reichtum Medwedews, inklusive seiner Villen, Jachten und Weingüter.

Von westlichen Medien und auch vielen Teilnehmern wurden die Proteste interpretiert, als ob sie sich explizit gegen Präsident Putin richteten. Tatsächlich ging es aber um die Korruption Medwedews. Trotzdem ärgerten und verunsicherten die Demonstrationen den Kreml. Gerade das junge Alter der Demonstranten wurde kritisiert. Unter ihnen fanden sich nicht nur viele Studenten, sondern auch Schüler, die jüngsten gerade einmal 14 Jahre alt. Der Pressesekretär des Kreml, Dmitri Peskow, behauptete, dass die „Minderjährigen und Kinder“ bewusst aufgefordert wurden, an den Protesten teilzunehmen und deutete an, dass sie gar von Nawalnys Bewegung dafür bezahlt wurden. Dass die große Mehrheit der Protestierenden volljährig war, und auch viele Rentner und Menschen mittleren Alters auf die Straße gingen, wurde dabei natürlich bewusst verschwiegen.

Auch Michail, Polina, Konstantin und Oksana demonstrieren regelmäßig und unterstützen oppositionelle Bewegungen. Abgesehen davon, dass sie nicht wählen, sind sie durch und durch politische Menschen. Von dem politischen System, den Parteien und den Politikern, sind sie zutiefst frustriert: Es gibt keine, die ähnliche Werte wie sie haben, und dieselben Ziele verfolgen. Diese Frustration zeigt sich auch unter Putin-Wählern: viele von ihnen haben lieber eine ihnen bekannte korrupte Elite, die bereits reich ist, als eine neue, die sich erst noch bereichern wird. „Lieber den Dieb, den man kennt, als den, den man nicht kennt, – so denken viele“, meint Konstantin und erzählt, dass er als Wahlbeobachter bei der Dumawahl auch schon Wahlbetrug mit den eigenen Augen gesehen hat. Zehn Sekunden Stromausfall, Licht aus, Licht an, und schon liegen zwei neue Säcke Stimmen für Putins Partei „Einiges Russland“ auf dem Tisch, Stimmen, die auch die Wahlbeteiligung erhöhen. Etwas dagegen unternehmen konnte er nicht – er war der einzige unabhängige Beobachter im vor Polizisten strotzenden Wahllokal, die das den Betrug durchführende Wahlkomitee unterstützten.

> Der bekannteste Oppositionelle ruft zum Boykott der Wahlen auf

So ist die Wahlbeteiligung der eigentliche Feind Putins. Denn was nützt ein Sieg mit einer hohen absoluten Mehrheit, wenn die Wahlbeteiligung, wie laut einer Prognose der Deutschen Welle, bei unter 50 Prozent liegen wird? Für politische Legitimation braucht Putin nicht nur einen hohen Sieg, sondern vor allem eine hohe Wahlbeteiligung. Ein Präsident, der von weniger als der Hälfte des Volkes gewählt wurde, wird von der Opposition leichter kritisiert und angezweifelt als ein Präsident, der einen Sieg bei hoher Wahlbeteiligung einfuhr. Mit dieser Argumentation begründet auch Nawalny seinen Aufruf zum Wahlboykott. So wird letztendlich nicht das Ergebnis der Wahl zum Politikum, sondern die Höhe der Beteiligung. Und die jungen Nichtwähler werden ihren Teil tun, um diese niedrig zu halten und dem Sieg Putins den Glanz zu nehmen. Gleichzeitig werden sie weiterhin ihr Bestes geben, um aus Russland einen Staat zu machen, dem sie wieder vertrauen können. Vielleicht werden sie irgendwann auch wählen gehen.

Hannah Steckelberg, 22



besuchte in Sankt Petersburg Freunde und unterhielt sich bei sowjetischen Limonaden und Pelmeni über Politik

Impressum

ruprecht, die Heidelberger Studentenzeitung, erscheint monatlich (drei Ausgaben) in der Vorlesungszeit. Der *ruprecht* versteht sich als unabhängige Zeitung, die sich keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet fühlt. Die Redaktion trifft sich während der Vorlesungszeit montags um 20 Uhr im Zentralen Fachschaftenbüro in der Albert-Ueberle-Straße 3–5. Für namentlich gekennzeichnete Artikel sind die Autoren allein verantwortlich.

Herausgeber: ruprecht e.V.

Druck: Megadruck, Westerstede

V.i.S.d.P.: Philip Hiller

Redaktionsadresse: Albert-Ueberle-Straße 3–5, 69120 Heidelberg

Telefon: 06221 / 18 71 310 0

E-Mail: post@ruprecht.de

Anzeigenanfragen an: anzeigen@ruprecht.de

Der ruprecht im Internet: www.ruprecht.de und www.facebook.com/ruprechtHD

Redaktion: Anaïs Kaluza (acm), Bérénice Burdack (beb), Esther Megbel (bel), Cornelius Goop (goc), Hannah Bley (hnb), Jakob Bauer (jkb), Jesper Klein (jkl), Julia Edelmann (jul), Lea Dortschy (led), Esther Lehnardt (leh), Lina Rees (lnr), Maren Kaps (mak), Matthias Luxenburger (mal), Marie-Thérèse Roux (mtr), Nele Bianga (nbi), Nicolaus Niebylski (nni), Philip Hiller (php), Simon Koenigsdorff (sko), Sophie Müller (smu), Sara Wagener (swa), Tillmann Heise (the)

Freie Mitarbeiter: Larissa Hamann (ham), Misch Pautsch (mip)

Korrespondenten: Hannah Steckelberg (hst)

Redaktionsschluss für die Ausgabe 173: Mai 2018

Personals

mak: Herzlich Glückwunsch zur heutigen Redaktionssitzung!

jkb: Super, Super, Super.

leh: Den Artikel hast du morgen früh 15 Uhr.

the: Lauchen tötet.

sko: Lassen Sie mich Arzt, ich bin durch!

the: Sein Gesicht ist sehr spaltenfreundlich.

ANZEIGE



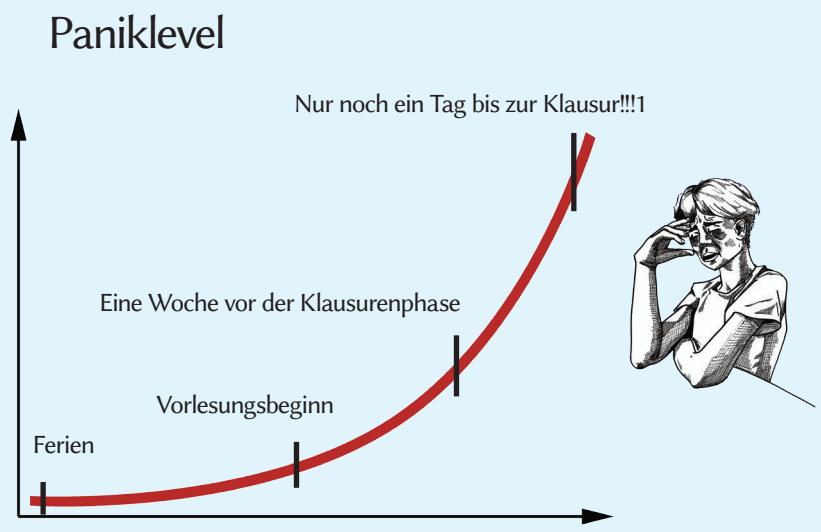
ANZEIGEN

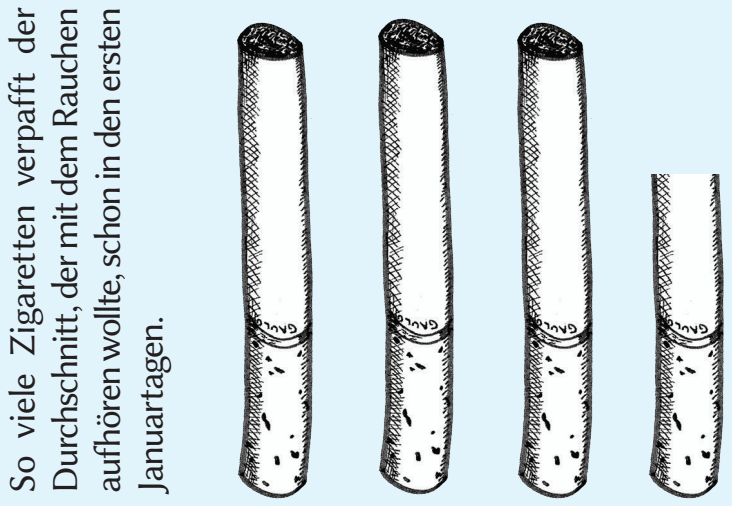
Seit über 40 Jahren erfolgreiche Kurse zum
LATINUM + GRAECUM
während der Semesterferien und semesterbegleitend
* für Anfänger und Fortgeschrittene
* soziale Beiträge + Lernmittelfreiheit
* anerk. Prüfungen (Latein-/Griechischkenntnisse)
* kleine Arbeitsgruppen
* erfahrene Dozenten
HEIDELBERGER PÄDAGOGIUM
gemeinnütziges Bildungsinstitut
69120 Heidelberg, Schröderstr. 22a, Tel.: 45 68-0, Fax: 45 68-19
www.heidelberger-paedagogium.de



Gefühlte Wahrheiten zum neuen Jahr

Als wäre es noch nicht schwer genug, seine guten Vorsätze für das neue Jahr einzuhalten, steht man nach den Weihnachtsferien immer wieder unverhofft vor dem sich rasend schnell nähernden Semesterende und der drohenden Klausurenphase. Der Januar macht einem direkt zum Jahresanfang das Leben schwer. Zeit, dass mal jemand die absolute und natürlich völlig objektive Wahrheit über diesen Scheißmonat in einer Infografik zusammenfasst. #relatable

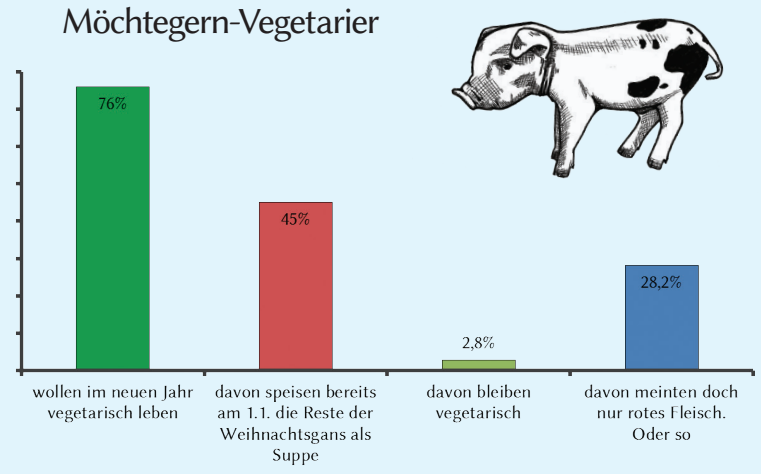


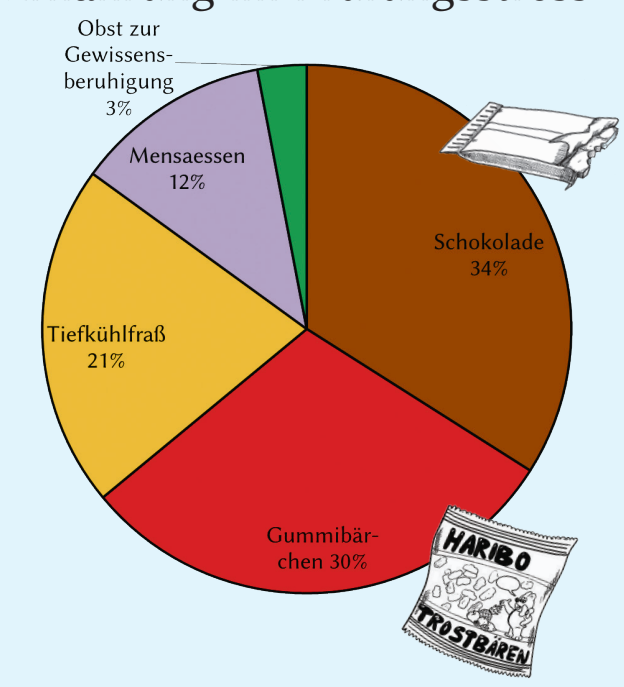


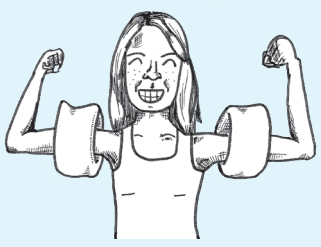
Top 5 Sprüche zum Semesterende

1. „Nächstes Semester wird alles besser."
2. „Die Hausarbeit fange ich sofort nach den Prüfungen an."
3. „Nächstes Semester fasse ich alles direkt nach den Vorlesungen zusammen."
4. „Nächstes Semester mache ich endlich mal etwas Fachfremdes/einen Sprachkurs/Unisport/*ruprecht*."
5. „Nächstes Semester trinke ich mehr oder weniger Alkohol. Der aktuelle Pegel ist jedenfalls nicht gut."



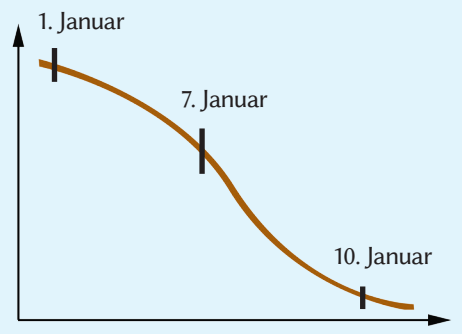






70%

der Personen, die wegen ihrer Neujahrsvorsätze am 2. Januar ins Fitnessstudio gehen, drehen direkt wieder um, weil alle Geräte besetzt sind. 50 Prozent vergessen trotzdem, ihr Jahresabo zu kündigen.



Lieber gar keine Vorsätze haben: beb, the, sko, leh